

Wir Lehrkräfte wollen uns herzlich
für das große Interesse und das hohe
Engagement der Teilnehmerinnen und
Teilnehmer der AG Kreatives Schreiben
bedanken.

Elena Schmitt, Juliane Gimbel und
Kevin Henne

INHALT

ELISA S. FRESEN UND NELE NEUHAUS: VORWORT
..... 3

**KARLA WROBLEWSKI, JOHANNA KRAMER UND
LEONARD L. VOGELSANG: PROLOG** 4

FSK 0 (ABER TROTZDEM NICHT FÜR KINDER) . 6

JULE ALTENSCHIEDT: THE BEAST WILL CATCH YOU.. 7
MARILEEN JAHN: IT´S NOT ME, IT´S MY BASEMENT 14
JOSEFINE LANGSCHEID: EINE ANDERE WELT UND VIELE
NEUE EINDRÜCKE..... 27

FSK? (IRGENDETWAS ZWISCHEN 0 UND 12) .. 34

LEONARD L. VOGELSANG: OPERATION ERDKERN ... 35
DOUAAE LALOUCHE: KÖNIGLICHE GRÜBE 49
JOHANNA KRAMER: ZWISCHEN ZWEI LÄNDERN 78
IDA SCHELD: DIE VERRÜCKTE WELT 108

FSK 0 (DIESMAL WIRKLICH) 117

NELE NEUHAUS: DER MÖHRCHEN CLUB – DER FALL DER
BRIEFMARKE 118
ELISA S. FRESEN: XENIA AURUS – DIE
TIERSCHMUGGLER..... 130
KARLA WROBLEWSKI: KLASSENFAHRT, BESTE
FREUNDINNEN, GRUSELGESCHICHTEN UND DER GANZE
ANDERE KRIMSKRAMS 148

MARILEEN JAHN UND IDA SCHELD: EPILOG . 168

Elisa S. Fresen und Nele Neuhaus: Vorwort

Die 10 wunderbaren Kurzgeschichten wurden von uns, 10 Kindern, im 1. Halbjahr des Schuljahres 2021/22 geschrieben. Dies erarbeiteten wir in der AG „Kreatives Schreiben“.

Wir arbeiteten mit dem Arbeitsexposé, der chronologischen Tabelle, dem Storyboard und dem Schreibtagebuch. Außerdem lernten wir, wie eine Kurzgeschichte aufgebaut ist, welche Schreibstile und welche Arten von Kurzgeschichten es gibt.

Wir bedanken uns bei Herrn Henne, Frau Schmitt und Frau Gimbel. Sie erklärten uns viele nützliche Dinge, die wir in unsere Geschichten einbrachten.

Wir haben alle Geschichten sowie das Cover selbst geschrieben bzw. gestaltet.

Karla Wroblewski, Johanna Kramer und Leonard L. Vogelsang: Prolog

Die Tür der Bücherei wurde grob aufgestoßen und herein kamen drei Gestalten. Alle drei hatten ihre Gesichter zu wütenden Grimassen verzogen und gifteten sich gegenseitig an. „Das ist alles deine Schuld“, zeterte eine weibliche Stimme.

„Also, ich habe das ganz anders in Erinnerung“, antwortete eine tiefere Stimme.

An einem kalten und grauen Wintertag, etwa Mitte Dezember, hatten die Lehrer sich darauf geeinigt eine Konferenz abzuhalten. Gerade wollte der Schulleiter die Lehrerkonferenz beginnen, als die Tür von drei kaugummikauenden Lehrern aus den Angeln geschlagen wurde.

Alle Lehrer erstarrten und die rund achtzig Augenpaare wanderten zur Tür. Herein kamen drei Lehrer, die unterschiedlicher nicht hätten sein können. Das Einzige was sie verband, waren die Jogginghosen und die Flip-Flops.

„Ihr seid zu spät“, ließ der Direktor verlauten, doch die drei Zuspätkommer schien dies nicht zu interessieren.

Sie ließen sich, fröhlich schwatzend, auf drei Stühle fallen. Der größte war auch am lautesten: „Habt ihr schon von dem neuesten Videospiele gehört?“ Beide Frauen nickten begeistert, nahmen

die Maske ab und klebten ihre Kaugummis unter den Tisch.

Der Schulleiter räusperte sich erneut: „Kevin, Elena und Juliane! Das geht so nicht, erst zu spät kommen und dann auch noch so ein Verhalten! Das geht ja gar nicht, dass verbitte ich mir! Zur Strafe müsst ihr unsere Schulbibliothek aufräumen.“

Jeder der Lehrer wusste, dass die Bibliothek der dreckigste Raum der ganzen Schule war, und die Putzfrauen schienen ihn immer zu überspringen.

„Na dann an die Arbeit!“, seufzte Juliane und betrachtete die deckenhohen Regale. Kevin zog mit spitzen Fingern an einem verstaubten Lexikon. Plötzlich brach das morsche Regalbrett in zwei Hälften und Kevin wurde von einem Haufen alter *Was ist Was*-Bücher begraben. Er stöhnte und versuchte sich zu befreien.

„Schau mal!“, rief Elena und deutete auf ein in Leder gebundenes Buch, was als einziges nicht aus dem Regal gefallen war. *Ten Stories* stand auf dem Buchrücken. Sie nahm es vorsichtig aus dem Regal und schlug es auf..

FSK 0 (aber trotzdem nicht für Kinder)

Jule Altenscheidt: The beast will catch you

Prolog

...Schmerz...Rot...Blut...Zorn...Kampf.

Seine Gedanken waren zusammenhangslos, er wusste nur: Etwas stimmte nicht. Warum? Er blickte auf und sah in mit Zorn und Trauer erfüllte Augen. „Wie? Wie kannst du es nur wagen, dich ein fühlendes Wesen zu nennen? Glaubst du, du hast das Recht dich ‚Er‘ zu nennen?“

Er wusste noch, dass ihm diese Person einmal etwas bedeutete, aber bei seinem Anblick verspürte er nur noch Mitleid für seine gefühlsduselige Schwäche. Durch den erwartungsvollen Blick merkte er, dass die Person, die seinen wirren Erinnerungen zufolge Kait hieß, eine Antwort erwartete. Er überlegte und sagte mit heiserer Stimme: „Ich..., Es“.

Kait schrie mit von Wut bebender Stimme ein einziges Wort: „Monster!“

Es ging.

Kapitel 1: Monster

Ich hörte in meinen Ohren das Echo dieses einen

Wortes. Monster. Monster. MONSTER! Durch das ewige Mantra versuchte ich eine Reaktion hervorzurufen, doch egal was ich versuchte, meine Seele schwieg.

Gespielt enttäuscht blickte ich in den Himmel und blinzelte irritiert. Keine Sonne. Kein Mond. Nur Sterne. Neumond vielleicht? Warte, Nacht? Warum hell? Meine Gedanken wurden wieder zusammenhangslos und das nächste Mal, als ich etwas bewusst wahrnahm, sah ich die Sonne als glühenden Feuerball am Horizont verschwinden. Also Sonnenuntergang. Doch warum schwand meine Sehkraft nicht? Die Antwort des Rätsels blieb mir noch eine ganze Weile verwehrt.

Solange bis ich zu einem Teich kam. Als ich mein Spiegelbild erblickte, fühlte es sich so an, als würde meine Wirklichkeit für einen Sekundenbruchteil in tausend Stücke zerfetzt werden. Ein langer, pechscharzer, geflochtener Zopf, der seidig glänzte. Blasse, fast durchscheinende Haut. Zierliches Gesicht. Soweit noch alles okay, aber dann: BAMM! Rotglühende Raubtieraugen und spitze, dünne, blutrote Teufelshörner. Das allein war schon schlimm genug, doch zum krönenden Abschluss war da das irre Grinsen, das mich zu verhöhnen schien, das mir zu sagen schien „...“

Peng. Ich sah fassungslos an mir herunter. Ein kleiner Pfeil mit blauen Federbüscheln. Noch bevor ich richtig *Betäubung* denken konnte, spürte ich

schon, dass alles langsam verschwamm und die Welt im Dunkeln versank.

Langsam schlug ich die Augen auf und sah mich zögerlich um. Sterile, weiße Wände, grelle Neonröhren und keine Fenster. Ich nahm das Piepen von etlichen Geräten wahr.

Mein Versuch, mich aufzurichten, scheiterte an eisernen Fesseln, die mich auf meinem Bett festhielten. Wütend stemmte ich mich gegen sie.

„Gib's auf. Das klappt nicht.“ Die Stimme war mir nicht vertraut und auch das unglaublich langweilige Gesicht des Besitzers hatte ich noch nie gesehen.

Da er mich nervte, ließ ich mich dazu herab, ihm eine bissige Antwort entgegenzuschleudern. „Wie kann jemand mit so einem unglaublich unterdurchschnittlichen Gesicht nur so eine große Klappe haben?“ Um die Aussage noch zu unterstreichen, rollte ich übertrieben mit meinen Augen.

Mr. Unterdurchschnitt wurde rot vor Wut und schrie mich an. „Ganz klarer Fall: Einfach ignorieren.“

Als Mr. Unterdurchschnitt sich halbwegs beruhigt hatte, drückte er mit gerunzelter Stirn einen Knopf und ich hörte aus einer Sprechanlage eine männliche Stimme. „Ah, unsa Probleamkind makt also Probleame.“

Drei Männer und vier verummte Wachen betraten ein paar Minuten später den Raum. Schweigend starrte ich sie an. Es war klar, SIE hatten hier das sagen.

Ein bescheuerter Gedanke schlich sich in meinen Kopf und aus einer Laune heraus sprach ich ihn aus: „Ich bin wirklich froh, dass Sie hier das Sagen haben. Es wäre wirklich eine bodenlose Peinlichkeit gewesen, wenn ich von so einem Deppen wie Mr. Unterdurchschnitt entführt worden wäre..“

Die Stirn des vordersten Mannes runzelte sich und seine Augenbrauen schossen in die Höhe. Ich ergriff sogleich die Chance und taufte ihn Runzelstirn.

„Meenst de mit Mr. Unterdurchschnitt etwoa unsern soehr geschöetzten Dr. Shalnark?“ Seine Stimme nahm einen wütend-gepressten Ton an und Mr. Unterdurchschnitt warf mir einen triumphierenden Blick zu.

„Also ich finde den Namen eigentlich sehr passend.“, warf eine der anderen beiden Personen mit einem schelmischen Grinsen ein. Auch wenn ich nicht wirklich fühlen konnte, wusste ich, dass der Typ ein guter Verbündeter wäre.

„Das merk' ich mir.“ Mr. Unterdurchschnitt alias Shalnark sah den anderen mit einer wütenden Grimasse an.

Runzelstirn räusperte sich. „Wia dun önfach so, als hötten wia dat jet net gehört Feitan..“

„Wieso? Ich bin viel zu schlau, als das ihr auf mich verzichten könntet. Sonst hättet ihr mich wegen meines Benehmens schon längst rausgeworfen.“ Er grinste.

Ich grinste. Definitiv Verbündeter. Mein Grinsen hielt jedoch nicht lang. Als ich mir die dritte Person genauer anschaute, wurde ich fassungslos. Alarmglocken schrillten in meinem Kopf, meine Sicht verschwamm und ein dunkles Pochen setzte hinter meinen Schläfen ein. Ich fasste mir an den Kopf und krümmte mich vor Schmerzen.

„Kait... Mein geliebtes Bruderherz hat also dafür gesorgt, dass ich hier, angekettet wie ein elender Straßenköter, liege.“ ich seufzte theatralisch. „Warum überrascht es mich eigentlich nicht?“

Runzelstirn sah Kait überrascht an. „ER IS DEEN BRODEER???“

Kait zuckte gespielt gelangweilt mit den Schultern „Ja, wieso?“

„Dat heeßt, datt du auk en Moansta bis!“ Kait schüttelte den Kopf „Nein, er wurde nicht so geboren. Er war nicht immer ein Monster.“ Fast lächelte Kait. „Wobei... Ein bisschen biestig war er schon immer.“

„Überhaupt nicht! Zu dir war ich immer nett und zu... Shun auch.“ Ich merkte, dass meine Stimme merklich leiser wurde.

„Ja“, sagte er bitter. „Du warst so lange nett zu ihm, bis du ihn getötet hast.“

Ich merkte, wie es im Raum still wurde. „Ich wollte ihn nicht töten... und... die anderen auch nicht! Auch wenn es alle außer Shun verdient hatten.“ Den letzten Satz flüsterte ich nur leise.

Kait hatte es anscheinend gehört, denn er warf mir einen fassungslosen Blick zu und murmelte leise etwas Unverständliches, was ich einfach mal als „Monster“ interpretierte.

Um meine Unsicherheit zu überspielen, wandte ich ein wenig meiner Kraft an, um die Ketten zu sprengen. Als die Kettenglieder nachgaben, weiteten sich die Augen von Runzelstirn und Mr. Unterdurchschnitt und auch Kait und Feitan wirkten verunsichert.

„Dat... Dat is Esen, dat soalte wiikzaam gegoen dik sein! Es soalte dik swächoen!“ Verdutzt sah ich erst auf meine Hände und sah dann Kait fragend an „Kait? Habe ich etwa gerade Mist fabriziert?“

Er rollte mit den Augen. „Nein, überhaupt nicht. Du hast nur gerade unsere stärkste Waffe gegen dich zerstört!“

„Ups... Ähhhh... Tut mir leid?“ Ich wusste nicht so genau was ich jetzt sagen sollte, aber es schien auch niemand irgendetwas zu erwarten.

„Na egal.“ Feitans Stimme durchbrach die neu entstandene Stille und rettete damit anscheinend mein Leben.

Von dem was Runzelstirn mir in der nächsten halben Stunde erklärte, bekam ich nicht viel mit.

Das Einzige, das für mich von Interesse war, war, dass ich nun frei im Institut, das den Namen „Evangelion“ trug, herumlaufen durfte.

Ich ging ein wenig, als mich ein Ruck durchfuhr. Plötzlich strömten alle Empfindungen meines gesamten Lebens durch mich. Ein Gefühl hatte Übermacht. Schuld. Um den schier endlosen Schuldgefühlen entkommen zu können, fiel mir nur ein Weg ein. Ich rannte hoch zum Dach und ging vorsichtig an die Kante. Bestimmt hundert Meter bis zum Boden. Ich schloss die Augen und ging einen Schritt nach vorne. Ich spürte den Wind, doch plötzlich wurde mein Fall abrupt gestoppt.

Ich öffnete blinzelnd meine Augen und sah nach oben. Eine Hand, die mich hielt, obwohl sich ihr Besitzer selbst kaum halten konnte. Jemand der nicht wollte, dass ich jetzt starb. Jemand der mich hassen musste. Jemand mit dem Namen Kait.

Fortsetzung folgt nicht..

Marileen Jahn: It's not me, it's my basement

Ich wachte auf, ein weiterer Tag in dieser Hölle. Müde kroch ich aus dem Bett mit nur einem Gedanken: *Ich muss Frühstück machen!* Jeden Tag dasselbe, aufstehen, Frühstück machen, manchmal einkaufen und wieder Abendbrot machen, um mit einem Gedanken einzuschlafen: *Sie essen immer mehr.*

Mein Blick glitt durch mein Zimmer, in dem nur eine Spielzeugtruhe, eine Eisenbahn und ein Bett standen. Bei dem Gedanken, wie ich früher oft mit der Eisenbahn gespielt hatte, wurde mir fast schlecht vor Trauer. Bevor die Tränen, die sich bereits in meinen Augen gebildet hatten, überlaufen konnten, stand ich auf.

Ich muss Frühstück machen!

Langsam öffnete ich meine Zimmertür und trat auf den Flur. Drei Türen, meine, die meiner Eltern und die des Badezimmers. Ein weiterer Schub der Trauer erhob sich als ich an Mum und Dads Zimmer vorbeilief.

Mum... Dad... Ohne dass ich es merkte, fing ich an zu rennen, die Treppe herunter und in die offene Küche. Dort brach ich zusammen, weinte, schrie den Schmerz der letzten drei Monate heraus. Am Boden bildete sich aus meinen Tränen eine Pfütze, in der

ich mich spiegelte.

Lange weiße Haare, die unordentlich und stark gelockt auf meine Schulterblätter fielen, blasse Haut, in der meine bleichen Augen kaum hervorstachen. Über meinen dunkelroten Strickpullover war eine weiße Schürze gebunden, die schon unzählige bunte Flecken aufwies. Meine weite Hose, die früher mal stark pink gewesen war, war jetzt nur noch blassrosa und hatte auch schon einige Löcher.

Das bin ich, Embry!

Zitternd erhob ich mich und schlich zum Brotkorb, nur noch zwei Scheiben. Auch im Kühlschrank nur noch ein Rest an Marmelade und Erdnussbutter. Zu wenig, das ist zu wenig! Ich brauchte mehr Essen! Sie werden davon nicht satt! Trotzdem musste ich das nehmen, was ich hatte, und so lief ich nur mit einem Sandwich ins Wohnzimmer. Sofa, Teppich, winziger Fernseher, ein Bild und..

Die Tür... Die Tür in den Keller. Mit Ketten hatte ich die Tür verschlossen. Armdicke Ketten, die sich um die Tür rankten, um diese zu verschließen. Sie lebten dort unten und sie mussten gefüttert werden, jeden Tag, immer und immer wieder.

Zittrig öffnete ich das riesige Vorhängeschloss: „Frühstück ist fertig! Aber... Aber bitte teilt es euch.“, rief ich nach unten und schmiss das Brot herunter, die Treppe hinab. Blitzschnell schmiss ich die Tür wieder zu, gerade noch rechtzeitig,

als ein lautes Brüllen von unten ertönte. Es schien, als wären sie satt. Und jetzt, Einkaufen.

Die Kälte schlug mir entgegen, als ich aus dem Haus trat. Es wurde langsam Herbst.

Langsam lief ich los, an der Schaukel vorbei in den Wald. Der Weg zum Markt war weit und führte schier unendlich lang durch den Wald, unendlich weit durch diesen schwarzen, großen unheimlichen Wald, in dem nachts die Schatten höher als Häuser zu sein schienen und in dem eine unheimliche Stille herrschte, die jedes Geräusch verschluckte.

Irgendwann kam ich am Markt an, wieder einmal lag er leer da und nur vereinzelt kamen Menschen an die wenigen Stände.

Hoffentlich hatte Mr. Barker heute Fleisch!

Aber erst einmal lief ich zur Mrs. Jackson. „Hallo Embry!“, begrüßte sie mich.

„Guten Tag Mrs. Jackson. Ich hätte gerne zwei Brote“, murmelte ich nur als Antwort.

Nachdem die etwas ältere Mrs Jackson mir zwei Brote über den Tresen reichte, meinte sie, mit einem leicht besorgten Unterton: „Du Embry, sind deine Eltern immer noch nicht gesund? Du scheinst wieder alleine zu sein.“ Am liebsten hätte ich auf diese Frage nicht geantwortet und als ich schwieg, fügte Mrs Jackson noch schnell hinzu: „Ich meine ja nur, weil der Weg durch den Wald für ein achtjähriges Mädchen vielleicht ein bisschen weit ist, aber du scheinst das ja gut hinzubekommen.“

Ich konnte und wollte nicht länger auf das Thema eingehen und verabschiedete mich schnell.

Fleisch! Ich brauchte Fleisch! Schnell hastete ich über den Markt zu Mr. Barker, der mir bereits entgegenblickte: „Hey Embry!“, lächelte er.

„Hallo Mr. Barker, haben sie heute Fleisch?“ Innerlich flehte ich, dass Mr. Barker noch Fleisch hatte, davon wurden sie am schnellsten satt.

Kein Fleisch, hallte es wieder und wieder in meinem Kopf. Kein Fleisch, kein Fleisch, KEIN FLEISCH! Aber wenn... wenn ich sie nicht sättigen konnte, dann benötigten sie andere Nahrung... MICH!

Meine Knie zitterten bei dem Gedanken und ich brach auf dem Boden zusammen. Hart schlug ich auf den Waldboden auf, was meine Angst noch weiter verstärkte. Aus irgendeinem, mir unerklärlichem Grund hatte Mr. Barker jetzt schon seit vier Tagen kein Fleisch mehr, aber ich brauchte Fleisch, ich konnte sie ja kaum mit trocken Brot füttern. Es war wichtig, ihnen mindestens alle zwei Tage Fleisch zu geben, aber wenn Mr. Barker mir immer mit der Ausrede, er habe zu viele Kunden, das Fleisch verweigerte, konnte ich für nichts garantieren. Dann konnte ich nicht für mein Leben garantieren!

Ohne dass ich es gemerkt hatte, war ich Zuhause angekommen und tappte langsam durch den Flur, durchs Wohnzimmer, an der Küche vorbei und die Treppe hoch, bis ich schließlich an meinem Zimmer

ankam. Dort warf ich mich auf mein Bett und weinte, zumindest wollte ich das, doch in den letzten Monaten hatte ich so viel geweint, dass einfach keine Tränen mehr übrig sein konnten. Nichts konnte meine Angst, meine Trauer noch steigern und nichts auf dieser Welt konnte mein Leben noch schlimmer machen.

Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es bereits Zeit zum Abendessen war. Also lief ich nach unten, die Angst bereits wieder vergessen.

Ich wusste nicht genau, wie viele Brote ich gemacht hatte, aber nach dem Besuch bei Mr. Barker musste ich ja noch eine Alternative für das Fleisch finden. So viel, wie ich jetzt gekauft hatte, müsste das Essen eigentlich für eine Woche reichen und so lief ich vollbeladen zur Kellertür.

„Abendessen!“ rief ich nach unten und warf direkt die Brote hinterher. Wieder... Ein Brüllen... Sie... Sie schienen satt zu sein.

Drei Wochen später.

„Siehst du wie einfach es geht? Es sieht viel schwieriger aus als es ist. Aber du musst aufpassen, wenn du dich nicht um sie kümmerst, wird dein Garten sterben und das wollen wir doch nicht, oder Embry?“

„Ja... Mom“

Blut, Angst, Tod, Schmerz...

Schweißgebadet wurde ich wach, immer und immer wieder derselbe Traum, schon seit Tagen ging das so und immer, wenn ich aufwachte, das Geräusch in meinen Ohren, das Geräusch, wie sie gegessen wurden, meine Eltern... Obwohl, wenn ich so darüber nachdachte, könnte ich es mir auch eingebildet haben, ich konnte nicht mehr zwischen der Realität und der Fantasie unterscheiden, aber sie waren weg! Das wusste ich ganz sicher und wenn ich es nicht fütterte, dann würde es mich verspeisen. So wie es meine Eltern gegessen hatte.

Nach dem Frühstück lief ich wieder zum Markt, Mr. Barker hatte in den drei Wochen nur zweimal Fleisch gehabt und das merkte man ihnen an, sie waren hungrig. Das bedeutete, dass ich auch immer öfter zum Markt musste.

Als ich heute dort ankam, schien er leerer dazustehen als an anderen Tagen. Die dunklen Wolken, die mir schon im Wald aufgefallen waren, standen hier direkt über dem Markt und schienen die Käufer zu verscheuchen. Zielstrebig lief ich zu Mrs. Jackson, doch...

Nichts... es gab nichts, kein Brot, keine Marmelade, kein Honig.. und erst recht kein Fleisch. Meine letzte Hoffnung war Mrs. L, wie sie alle nannten. Ich vermied es eigentlich, sie mit Müsli zu füttern, aber eine andere Wahl hatte ich nicht.

„Hallo Embry, wie schön, dass du mal wieder vorbeischaust! Oh, aber sag mal, sind deine Eltern etwa immer noch krank? Das ist jetzt der dritte Monat, in dem ich dich in diesem Outfit sehe.“

Ich zuckte zusammen. „Ich mag das Outfit... aber, denken... denken Sie, ich stinke?“, murmelte ich besorgt.

„Oh nein, tut mir leid! Ich meine ja nur, wenn deine Eltern Hilfe mit der Wäsche benötigen, können sie ruhig Bescheid sagen, ich helfe ja gerne.“

Ein bisschen zu hastig verneinte ich dankend und änderte das Thema, indem ich drei Packungen Cornflakes kaufte. Ich versuchte alles Mögliche, damit niemand etwas merkte, doch so langsam sickerte einfach die Wahrheit durch. Es war zum Verzweifeln, schließlich konnte ich nicht ewig so weiter machen.

Ich halte das Haus sauber, jedes Wochenende putze ich, so wie es Mom gesagt hat. Ich halte es sauber in der Hoffnung, ein gemütliches Zuhause zu schaffen, aber egal wie sehr ich es versuche, solange sie da sind, ist das hier nicht mehr mein Zuhause. Es ist ein Gefängnis..

RUMS. Ein lauter Knall weckte mich. Es war nachts und der Mond schien hell durch mein Fenster. Was war das? Ein weiterer lauter Knall, jetzt wusste ich, woher das Geräusch kam - Aus dem

Keller.

Langsam tapste ich nach unten, die Dunkelheit warf tiefe Schatten an die Wände, die mich zu verfolgen schienen, als ich die Treppe hinunter, an der Küche vorbei und ins Wohnzimmer lief. Lautes Rasseln, Donnern, Rumsen, die Tür schien fast aus ihren Angeln gerissen zu werden.

Das laute Brüllen schien das ganze Haus zu erzittern: „Embry...! Lass uns raus!“

Ein Zucken ging durch meinen Körper. Das... Das war Dad's Stimme ganz eindeutig! Doch... Doch das konnte nicht sein... „Nein! Du... Ihr seid nicht mein Dad!“

Kurze Stille, doch wenige Sekunden danach drang die Stimme meiner Mutter aus dem Keller: „Embry, ich weiß das du da bist, also warum machst du uns nicht die Tür auf, ich habe dich so vermisst! Komm lass uns raus und es wird alles gut!“

Ich schwieg, doch ohne, dass ich es merkte, zitterte mein ganzer Körper, sie konnten sprechen. Das... Das hieß, sie wurden schlauer. Und wer sprechen und Personen nachahmen konnte, der konnte auch Türen öffnen.

Sie schienen langsam wütend zu werden, denn als sie jetzt anfangen zu sprechen, ertönte meine eigene Stimme von unten: „Embry jetzt mach uns auf, wir sind hungrig, Embry! Du weißt, dass du uns nicht ewig verdrängen kannst, oder? Wir werden immer da sein und ich weiß, dass du uns hörst.“

Also warum machst du uns nicht auf und beendest das ganze hier? Embry, komm schon, wir sind hungrig... ALSO JETZT MACH UNS ENDLICH AUF, EMBRY!"

Ich war hin und her gerissen, sie hatten Hunger ja, aber ich konnte sie jetzt nicht füttern. Es... es ging einfach nicht! Aber andererseits, wenn ich sie nicht fütterte, dann wusste ich nicht, was sie dann machen würden.

Ich überlegte lange, doch schließlich entschied ich mich dazu, wieder nach oben zu gehen und... und einfach wieder schlafen zu legen. Das ist das Beste... oder?

Es ist egal, ob es gut aussieht, Hauptsache es gefällt dir. Es gibt keine Regeln in der Kunst, male einfach, wie du willst. Egal, wie hässlich es danach ist. Doch es ist wichtig, dass du das Bild so lange verbesserst, bis es dir gefällt, verstanden?

Blut... Tod... Angst... Schmerz...

Schon wieder... der Traum, in dem mein Vater mir malen beibrachte. Alles war wie an dem Tag, doch dann... Tod.

Als ich an diesem Tag nach unten in die Küche lief, in der Hoffnung, dass alles normal sei, viel es mir auf. Nur noch eine Scheibe Brot, keine Marmelade, keine Erdnussbutter, nichts. Und das, obwohl sie gestern Nacht... Ich wollte mich gar nicht daran erinnern. Ich fütterte sie schnell,

doch, es kam kein Brüllen, nichts.

Mit einem mulmigen Gefühl im Magen lief ich zum Markt. Zum Glück hatte Mr. Barker mir vor zwei Tagen Fleisch versprochen, also lief ich voller Vertrauen zu ihm, um mit einer bösen Überraschung begrüßt zu werden.

„Embry, endlich kommst du, wie gut!“

„Heißt das, Sie haben Fleisch für mich?“ Die Hoffnung in mir wuchs, doch wurde sofort wieder zersprengt.

„Ähm nicht ganz. Aber... Aber dafür etwas viel Besseres. Du sagst ja, dass die Ärzte hier deinen Eltern nicht helfen können. Aber du hast Glück, ausgerechnet heute ist einer der besten und weltbekanntesten Ärzte in der Stadt, er wird deinen Eltern sicherlich helfen!“ Bei diesen Worten kam mir kalter Angstschweiß, ein Arzt? Bitte nicht.

„Ich... ich werde später mal nach ihm sehen, aber danke, dass Sie es mir gesagt haben.“

Im Geist hatte ich mir bei diesen Worten schon überlegt, einfach nach Hause zu gehen, doch da machte Mr. Barker mir einen Strich durch die Rechnung: „Ach nein, ich sehe ihn da vorne, siehst du? Bei Mrs. Calliken“ Ohne, dass ich es merkte, wurde meine Kehle so trocken, dass ich keinen Ton herausbrachte, also nickte ich nur und lief mit zittrigen Schritten auf Mrs. Calliken zu.

Dort stand er, der „Arzt“. Er sah mir schon

entgegen und mir fiel auf, dass er überhaupt nicht wie ein Arzt aussah. Er trug dieselbe Kleidung, wie es die Ärzte zu Zeiten der Pest immer getragen hatten, mit der Ausnahme, dass er eine Kette mit einer großen Sonne um den Hals trug und eine Maske aufgesetzt hatte. Die Maske war vollkommen weiß und hatte genau die Form seines Gesichtes. Um das rechte Augenloch, war eine Art blaue Blume gemalt und um das linke dieselbe Blume nur in pink.

Er sah mir mit einem seltsam fröhlichen Blick entgegen und begrüßte mich mit den Worten: „Hallo, du musst Embry sein, ich bin Doctor D. Light, der Einzigwahre!“

Ich war verwirrt: „Sie... Sie sind ein Doktor? Sie sehen eher aus wie ein Clown!“

Dr. D. Light musste lachen, ihm schien es nichts auszumachen, dass ich ihn gerade beleidigt hatte. „Ich habe gehört, dass deine Eltern krank sind und dachte, dass ich ihnen doch wohl helfen könnte, oder etwa nicht?“

Zu spät, jetzt war alles zu spät, egal was ich gemacht hatte, Dr. D. Light war mitgekommen und jetzt standen wir hier, vor meinem Haus und ich sprach das erste Wort nach einer gefühlten Ewigkeit: „Sie wollen immer noch nicht gehen, oder?“

Dr. D. Light verneinte wieder und so traten wir ein. Er blickte sich um, während wir in das

Wohnzimmer liefen, bis sein Blick auf die Kellertür viel: „Das ist eine sehr stark geschützte Tür...“ Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte, also schwieg ich einfach. „Du Embry...“, seine Stimme wurde zunehmend besorgter. „Was ist da drin? Sind... Sind sie da drin? Deine Eltern?“

Mein Atem wurde schneller, also wimmerte ich nur: „Sie sollten jetzt gehen! Bitte gehen Sie.“

„Hey Hey, alles gut! Wie... Wie wäre es, wenn wir hineingehen, und du zeigst mir, was dir so Angst macht.“

Meine Stimme wurde immer hysterischer, als ich förmlich schrie: „Das geht nicht! Wir können nicht dort herunter!“

„Warum nicht Embry? Was ist dort?“ „Wenn ich Ihnen die Tür aufmache, dann gehen Sie, oder?“

In diesen Sekunden war ich nicht mehr Herr über meine Stimme und ich wurde immer ängstlicher, doch Dr. D. Light, antwortete ein wenig gelassener als vorher. „Natürlich, also Embry, mach mir jetzt bitte die Tür auf!“

„Die Tür ist auf, also bitte gehen Sie jetzt!“ Doch das, was dann als Antwort von Dr. D. Light kam, lies die Welt in mir Kippen.

„Lass uns heruntergehen!“

„Warte... ich habe gesagt, dass wir die Tür aufmachen, nicht das wir heruntergehen!“

„Was meinst du damit Embry? Natürlich gehen wir

herunter!“ Ich packte Dr. D. Light am Arm: „Embry, lass mich los!“ Doch ich ließ nicht los, ich hielt ihn fest, er versuchte noch, sich loszureißen als...
Er fiel... Ein Brüllen... Tod!

Das Leben ist nicht immer fair und es läuft nicht immer so, wie man es will, doch so hätte es nicht enden dürfen. Es hätte anders laufen müssen, ich wollte das alles nicht, es war nicht so geplant! Ich hatte es doch anders vor, es sollte doch ganz anders sein. Wir können es ändern, oder? Wir können alles rückgängig machen! Es soll wieder besser werden! Wir können es reparieren, oder? Es soll nicht so enden, das war nicht der Plan, ihr habt es versprochen! ÄNDERT ES... bitte.

Josefine Langscheid: Eine andere Welt und viele neue Eindrücke

Ich schlug hart auf kaltem, nassem Boden auf. Schlagartig wurde es schwarz vor meinen Augen. Nichts mehr...

Es musste schon einige Zeit vergangen sein, als ich langsam erwachte, denn das Blut, das über mein Gesicht gelaufen war, war bereits getrocknet. Der Saal, in den ich blickte, war überfüllt mit Menschen. Mit schmuddeligen Klamotten und grimmigen Blicken standen sie da und glotzten mich an.

Mit wackeligen Knien raffte ich mich auf und humpelte in Richtung eines Tresens, der in der Mitte des Saals stand. Dahinter saß ein Mann in Lederjacke und mit einer Zigarette im Mund, der Ähnlichkeit mit einem Gorilla hatte. „Was willst du, Kleine? Wir sind hier nicht im Kindergarten!“, brummte er.

Wirklich sympathisch waren diese Leute hier ja nicht, aber egal. Ich nahm einfach meinen ganzen Mut zusammen und davon hatte ich wirklich viel - manchmal sogar zu viel - und schnauzte ihn an: „Was fällt dir eigentlich ein, du hässliches Geschöpf, ich bin fünfzehn! Außerdem will mir doch kein Typ, der aussieht wie ein Gorilla, der eine

Waschmaschine verschluckt hat, etwas befehlen und sagen, was ich zu tun habe!". Tja, da fehlten dem Kerl die Worte. Damit hatte er nicht gerechnet.

Wie auch immer, er fand wohl seine Stimme wieder, denn er rief nach einem dunkelhaarigen Mann: „Hey, du da! Komm her und mach dich nützlich.“

Er kam auf uns zugehumpelt. Ein eingebranntes Wort auf seiner Hand ließ darauf schließen, dass er James hieß. Durch eine kurze Zusammenfassung wurde er in die Situation eingeweiht. Ich hatte noch mehr Unfreundlichkeit erwartet, doch zu meiner Überraschung wurde ich höflich begrüßt.

„Und wo bin ich jetzt hier gelandet?“, der genervte Ton in meiner Stimme war zwar nicht zu überhören, doch der Mann ignorierte ihn einfach.

„Hier in die Unterwelt kommen Leute, die gefährlich für die Menschen sein könnten“, entgegnete er.

„Aha?!“, na super, „Was hast du denn angestellt?“.

„Lange Geschichte, aber gut, wie du meinst. Wie man sieht, kann ich nicht von mir behaupten, dass ich im Geld bade, also sitze ich täglich auf der Straße und bitte die Leute um eine kleine Spende, damit ich über die Runden komme. Naja und dann...“, meinte er.

„Was naja?“, ließ ich nicht locker.

„Ach nichts“, wick er meiner Frage aus. Ich gab

mich geschlagen und folgte ihm wortlos.

Der Bettler zeigte mir jeden Winkel der großen, dunklen und ein bisschen unheimlichen Welt. Er schien sich wirklich gut auszukennen.

„Wie lange bist du schon hier?“, fragte ich.

„Drei Tage“, lautete seine knappe Antwort.

Weitere drei Tage vergingen ohne besondere Ereignisse. So langsam verstand ich den Tagesablauf und hatte mich eingelebt. Es war das komplette Gegenteil von meinem alten normalen Teenagerleben. Hier musste ich wirklich schuften, von morgens bis abends. Nachdem die Suppe, die ich heute mein Mittagessen nennen durfte, endlich auf dem alten Campingkocher vor sich hin köchelte, schnappte ich mir zufrieden einen Apfel.

Die Suppe hatte außergewöhnlich gut geschmeckt und als ich aufgegessen hatte, war meine Pause auch schon Geschichte. Hier mussten wir hart arbeiten. Es wurden Produkte für die Menschen hergestellt, die in der normalen Welt lebten. Hierbei fing ich an, mir Gedanken zu machen. Als ich noch oben in der normalen Welt für die „guten“ Menschen war, hatte ich da auch Produkte von der Unterwelt besessen? Bestimmt, hier wurde ja nicht gerade wenig produziert.

Plötzlich wurde ich aus meinen Gedanken gerissen. Ein heftiger Ruck ging durch den Boden und er fing an aufzureißen. Vor meinen Augen

fielen Menschen schreiend in das tiefe Schwarz. Meine Beine ließen sich nicht mehr kontrollieren und sprinteten so schnell, als ob meine Sportlehrerin mit ihrem Notenheft und meiner fünf minus hinter mir herjagen würde.

Mit meinen Augen erfasste ich eine Gestalt, die sich an den Rand des Bodens klammerte, um nicht von der Schwärze verschluckt zu werden. Sie hatte große Ähnlichkeit mit dem höflichen Bettler. Schnell lief ich hin und forderte ihn auf, nach meiner Hand zu packen. Er zögerte. Das war eine Fehlentscheidung, denn er riss plötzlich die Augen auf. Ich senkte meinen Blick und sah zu meinem Entsetzen, dass der Stein, an dem er sich bis eben festgehalten hatte, abbrach. Er stürzte und ich konnte noch lange seinen angsterfüllten und verzweifelten Schrei hören.

Ich setzte meinen Fluchtversuch fort. Mein Weg führte dorthin, wo alles angefangen hatte. Da, wo ich durch dieses dunkle Loch bis kurz vor den Tressen gefallen war. Es musste ja irgendeine Verbindung zwischen diesen zwei Welten geben. Das war meine einzige Chance!

Ich machte mich daran, an den glatten Steinen hochzuklettern. Doch es war unmöglich. Ich musste es aufgeben. Ich verabschiedete mich innerlich schon von meinem Dasein, bis der Boden unter meinen Füßen nachließ und samt mir in die Tiefe stürzte.

Nach nur drei Metern blieben wir ruckartig stehen. Was war geschehen?

Mit leisen Schritten betrat ich einen mit Fackeln beleuchteten Gang. Er schien ewig lang zu sein. Als ich etwas weiter ging, bemerkte ich eine Tür in der Wand. Zu meinem Glück ließ sie sich leicht öffnen. Dahinter verbarg sich ein leerer Raum. Mein Blick fiel auf den marmorierten, hellen Boden. Langsam ging ich auf die Mitte des Raumes zu.

Plötzlich ertönte wie aus dem Nichts eine gruselige Stimme. „Guten Tag. Ich merke schon, da möchte mal wieder jemand nicht entsorgt werden. Aber gut, ich werde dir eine Chance geben. Wenn du diese vergeigst, werde ich dich zurück in die Unterwelt schicken. Aber wenn du es doch schaffen solltest, was ich bezweifle, wirst du zurück in dein altes Leben gebracht.“

Ich überlegte kurz und sagte dann: „Okay. Ich werde es versuchen.“

„Schön.“, meinte die Stimme. „Mein Rätsel an dich lautet: Was geht am Morgen auf vier Beinen, mittags auf zwei und abends auf drei?“

Ich hatte das starke Gefühl, dieses Rätsel schon einmal gehört zu haben. Aber wo? „Mist, Mist, Mist“, fluchte ich.

„Beeil dich! Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit!“, fauchte die Stimme.

Da schoss es wie ein Blitz durch meinen Kopf:

„Der Mensch. Die Lösung lautet der Mensch.“ Ich hörte einen verblüfften Seufzer. Das hieß wohl, dass ich frei war. Endlich hatte der Geschichtsunterricht bei Frau Prokscha auch einmal einen Sinn. Das hätte ich niemals gedacht.

Meine Knie fühlten sich an wie Wackelpudding. Irgendwie geschah nichts und ich wartete. Im Kopf zählte ich die Sekunden: „fünfundzwanzig, sechszwanzig, sieben-undzwanzig, ... “ Langsam wurde ich ungeduldig. „Hey, ich habe dein dämliches Rätsel gelöst! Ich will hier weg!“, schrie ich so laut ich konnte.

„Hahaha“, der Kerl lachte sich echt über mich kaputt!

„Was ist los?“, jetzt stieg Wut in mir hoch. Etwas Verzweiflung mischte sich hinzu und das verbesserte meine Lage nicht gerade.

„Die hat echt gedacht, ich würde sie gehen lassen. Hahaha!“ Das war wohl die Sorte der Leute, die sich für etwas Besseres hielten und Versprechen eine Art Vermutung war.

„Lass mich doch einfach hier raus. Ich habe dein Rätsel gelöst, das war die Abmachung!“, rief ich in den leeren Raum. Doch es antwortete mir niemand. Ich fühlte mich wie eine Irre, die mit Wänden sprach.

Zehn Minuten vergingen, in denen nichts geschah. Doch da! Plötzlich hörte ich ein Knacken. Was war das gewesen? Wahrscheinlich hatte nur die alte

Holztür einen Laut von sich gegeben. Weitere zehn Minuten verstrichen ohne besondere Ereignisse.

Dann Stille. Mir wurde schwindelig und alles drehte sich. Oben, unten, rechts und links, alles war durcheinander. Hilfe! Was passierte hier? Weiter kam ich nicht, denn ich schlug hart auf kaltem, nassem Boden auf. Schlagartig wurde es schwarz vor meinen Augen. Nichts mehr..

Als ich die Augen wieder öffnete, erblickte ich einen menschenleeren Schulhof. Das Gebäude erinnerte mich stark an etwas. Dann fiel es mir wieder ein. Meine Schule! Jetzt musste ich nur noch schnell nach Hause laufen.

Aber wie war ich wieder zurückgekommen?

FSK? (irgendetwas zwischen 0 und 12)

Leonard L. Vogelsang: Operation Erdkern

Kapitel 1

1. November 2030, Washington DC

Er lief den Flur entlang und schaute sich die verschiedenen Namensschilder der Büros an. Sein Jacket klebte an seinem Rücken. Die letzte Besprechung war mal wieder sehr hitzig verlaufen. Trotz seiner dominanten Art konnte er sich nicht durchsetzen, seinen Plan auszuführen. Sein Vater hatte als Chef nun mal den besten Einfluss auf die Mitarbeiter. Seinen Plan, Teile des Erdkerns abzubauen, hatte nur wenige Ratsmitglieder überzeugen können. Aber es musste funktionieren.

Er hatte mehrere Wissenschaftler seiner Abteilung auf den Abbau kostbarer Metalle angesetzt. Sein Kontostand war danach stark gesunken, da er viel der Forschung selbst finanziert hatte. Er lief weiter und überlegte, wie er mehr der Mitarbeiter auf seine Seite ziehen konnte. Da kam ihm die Idee!

Er ging zurück in sein Büro und holte seine Bewerbungsmappe raus. Thomas Johnson, den Namen hatte ihm seine Mutter gegeben. Ein trauriges Gefühl machte sich in ihm breit. Nein, das durfte er jetzt nicht zeigen! Es gab nur eine Person, die ihm noch im Weg stand. Der Mann der schon von

Anfang an gegen seinen Plan war, sein Vater.

Er wählte eine Nummer in seinem Telefon und wartete. Nach einer Weile ertönte eine verzerrte Stimme aus dem Gerät. „Was is'n los?“

„Hey Willy! Hier ist Thomas. Ich möchte, dass du etwas für mich tust. 23 Uhr beim Parkhaus?“

„Klar, ich nehme den Schalldämpfer mit. Bis dann!“, erwiderte Willy und legte auf. Perfekt! Jetzt musste Thomas sich nur noch eine traurige Todesursache ausdenken und die Sache war gegessen.

Am Abend darauf wurde Paul Johnson mit einer Beretta 8000 erschossen. Die Sache konnte losgehen.

Thomas Johnson saß in seinem Büro und schaute fröhlich aus dem Fenster. Seine Digitaluhr zeigte den 15.10.2033. Vor drei Jahren war sein Vater unglücklicherweise verstorben und die Ratsmitglieder hatten ihn widerwillig zum neuen Oberhaupt des Pentagons ernannt. Als neuer Chef hatte er schon Bohrungen zum Erdkern organisiert und die Wissenschaftler erzielten erste Erfolge. Heute sollte die letzte Bohrung von einem Computer ausgeführt werden. Er freute sich und sortierte seine Unterlagen.

Plötzlich wurde die Tür seines Büros aufgestoßen. Der leitende Wissenschaftler, Professor Dr. S. Oliver, platzte, völlig in Schweiß gebadet, herein und rief: „Chef, der

Roboter hat eine empfindliche Stelle getroffen! Gleich wird es eine Explosion der Klasse 100 geben, das wird verheerenden Schaden anrichten.“

Thomas erschrak und rannte fluchend los! Für den absoluten Notfall hatte er sich einen Atombunker errichten lassen. Dort wollte er jetzt hin. Kurz nachdem er die Tür hinter sich zugeschlagen hatte, ertönte ein ohrenbetäubender Knall und ihm wurde schwarz vor Augen.

Kapitel 2

„Piep, piep, piep!“ Das Geräusch des Weckers riss mich aus dem Schlaf. Ich hatte sehr unruhig geschlafen. Widerwillig stand ich auf und zog meine Socken an. Seitdem wir von Wales nach Washington umgezogen waren, schlief ich immer schlecht. In der Schule ging auch alles schief, aber bei dem Thema hatte ich es geschafft, mich zu fangen. Ich freute mich trotzdem nicht auf die Schule. Keiner mochte mich dort. Ich hatte noch keine Freunde gefunden, mit denen ich etwas unternehmen konnte.

„Daniel kommst du bitte runter! Ich habe Frühstück gemacht!“, rief meine Mutter die Treppe rauf. Ich zog mir langsam Hose und Pullover an und trottete die Treppe herunter. Unten begrüßte mich unser kleiner Kater Divo. Er streifte um meine

Beine und schnurrte.

„Guten Morgen!“, murmelte ich und setzte mich an den Tisch. Ich fing an, den Bacon von meinem Teller zu essen.

„Hast du wieder schlecht geschlafen?“, fragte meine Mutter.

Ich murmelte etwas Unverständliches und schulterte meinen Rucksack. Meiner Mutter rief ich ein knappes „Tschau Mama!“ zu und trottete aus dem Haus.

Mein klappriges Rad quietschte laut, als ich vor der Schule zum Stehen kam. „Hey, du Penner!“, hörte ich eine vertraute Stimme sagen. Ich verdrehte die Augen und fing an, mein Rad abzuschließen. Da packte mich eine Hand am Kragen und riss mich auf den Boden. „Ich habe mit dir geredet, Penner!“, rief Justin, der beliebteste Basketballspieler des Schulteams.

Ich hatte mir bei meinem Sturz das Bein aufgeschürft. Es tat verdammt weh. „Lasst mich in Ruhe!“, rief ich. Justin verpasste mir noch einen Schlag in den Bauch, bevor er mit seiner Gang abzog.

Ich rappelte mich auf und lief zum Schulgebäude. In der Klasse setzte ich mich ganz hinten auf meinen Platz. Der Unterricht verlief schleppend. Ich merkte, dass auch die anderen nicht viel Lust auf den Vortrag unseres Geschichtslehrers, Mr. Mad, hatten. Im Moment hatten wir das Thema

„Russische Revolution“. Unser Lehrer fing gerade wieder einen seiner langen Vorträge an.

Plötzlich ertönte ein ohrenbetäubender Knall. Das laute Geräusch zwang mich auf die Knie. *Das ist das Ende*, dachte ich mir und fiel ohnmächtig um.

Kapitel 3

Sein Kopf schmerzte. Wie lange war er bewusstlos gewesen? Der Knall der Explosion hallte immer noch in seinem Kopf wieder. *So ein Mist*, dachte er sich. Sein Bunker hatte die Explosion weitestgehend abgewehrt doch beim letzten Schub waren die Wände über ihm zusammengebrochen. Er kletterte aus den Trümmern heraus. Thomas Johnsons Körper war komplett mit Brandblasen und Kratzern übersät. Wenn es andere gab, die die Explosion überlebt hatten, durften sie auf keinen Fall erfahren, dass er durch seinen Plan fast den Planeten ausgelöscht hätte. Er stapfte über die Trümmer. Plötzlich blieb er stehen. War da nicht ein Geräusch? Das musste von dem großen Stein dort gekommen sein. Mit seinen letzten Kräften schob er den Brocken zur Seite. Darunter kauerte der leitende Professor Dr. S. Oliver.

„Können Sie mir helfen?“ fragte Thomas.

„Ja.“, sagte der Professor.

Thomas Johnson murmelte: „Wir haben einiges zu erledigen.“

Kapitel 4

„Wach auf!“, hörte ich eine Stimme sagen. Mein ganzer Körper tat weh. Als ich meinen Kopf reiben wollte, merkte ich, dass ich einen Verband um die Stirn hatte. Seltsamerweise saß ich in einem Rollstuhl. Als ich dann endlich die Augen öffnete, schaute ich in das nette Gesicht einer Frau. Sie trug einen Arztkittel und hatte einen Verbandskasten in der Hand. „Hallo!“, sagte sie, „Du warst ziemlich lange ohnmächtig. Der Platzwunde an deinem Kopf nach zu urteilen, hast du auch ordentlich was abgekriegt. Ich bin Jane.“

„Wo bin ich?“, fragte ich benebelt.

„Erzähl ich dir später.“, meinte Jane, „Jetzt kommst du erstmal mit und ich zeige dir unser Hauptquartier!“

„Was für ein Hauptquartier?“, wollte ich wissen, doch da schob sie mich schon über die Trümmer hinweg.

„Wir sind eine Gruppe von Leuten, die sich gegen den Verursacher dieser Explosion verschrieben haben. Einige Spione von uns haben mitbekommen, wie der Chef des Pentagons, Thomas Johnson, ein gefährliches Experiment am Erdkern durchgeführt

hat. Dadurch hat eine Explosion die ganze Erde erschüttert.

Wenig später kamen wir bei einem Loch in der Erde an. „Was ist das?“, fragte ich.

„Das war mal eine Telefonzelle, die unser Hauptquartier versteckte.“, sagte Jane. „Kannst du laufen?“

Ich stieg aus dem Rollstuhl und versuchte ein Bein vors andere zu setzen. Es tat weh, aber funktionierte. „Klappt gut.“, meinte ich.

„Du wirst staunen!“, sagte sie und stellte sich neben mich auf den ehemaligen Boden der Telefonzelle. Jane fummelte an ihrer Uhr herum, bis eine Stimme ertönte.

„Jane, bist du das?“

„Ja, Dave und ich habe noch jemanden dabei“, antwortete Jane.

Plötzlich bewegte sich die Platte unter uns. Wir fuhren mit einem Fahrstuhl nach unten! Da fuhren wir in eine Glasröhre. Ich konnte meinen Augen nicht trauen. Ich hatte den Blick über ein riesiges Labor. Forscher in weißen Kitteln liefen durch die Gegend und testeten verschiedenste Geräte, die ich noch nie gesehen hatte.

Wir kamen unten an und ein Mann kam auf uns zu. Er fuhr sich durch die schwarzen, stoppeligen Haare. „Ist das der Neuzugang?“, fragte er.

Jane schnaufte, „Wie wäre es mit einem Hallo, Dave?“

„Hallo, ich bin Dave.“, sagte er, „Bestimmt hat Jane dir schon von uns erzählt. Wie heißt du?“

„Ich bin Daniel.“, erwiderte ich.

Mit einem kurzen „Komm, ich zeig dir alles“ ging Dave voran und ich folgte ihm. Ich konnte immer noch nicht fassen, was mir hier passiert war. „Wir wissen schon seit ein paar Jahren, dass Thomas Johnson geplant hat, wertvolle Mineralien am Erdkern abzubauen. Wir haben schon länger versucht, ihn aufzuhalten, doch es konnte immer von seinen Handlangern verhindert werden. Entgegen unserer Erwartungen hielt der Erdkern einer solchen Belastung gerade so stand, löste aber eine extreme Druckwelle aus. Du bist anscheinend einer der wenigen Überlebenden. Über all die Zeit konnten wir uns jedoch mit fortgeschrittenen Maschinen auf die bevorstehende Katastrophe vorbereiten.“

Wir gingen an einigen verglasten Bereichen vorbei. Ich konnte meinen Augen nicht trauen. Dort schwebte doch tatsächlich ein Motorrad. Einige Wissenschaftler testeten eine Pistole mit vielen Kabeln, die anscheinend Kraftfelder schoss. „Da staunst du, was?“, grinste Dave. „Wir haben übrigens außer dir noch eine andere Person gefunden. Ich zeige sie dir gleich mal.“

Jetzt viel mir erst etwas Grundlegendes auf, wegen all dem Stress hatte ich meine Mutter komplett vergessen. Ich setzte mich und vergrub

mein Gesicht in meinen Händen, ich weinte nicht. Ich schloss einfach nur die Augen und rief mir ein Bild meiner Mutter ins Gedächtnis.

Plötzlich spürte ich, dass mich jemand beobachtete. Langsam hob ich den Kopf. Mir gegenüber stand ein Mädchen, ich schätzte sie ungefähr auf dreizehn oder vierzehn, vielleicht sogar schon fünfzehn. Sie war normal groß, ihre Haut wirkte eher blass. Sie war nicht schmal, aber auch nicht dick, irgendetwas dazwischen. Ihr braun-rotes Haar fiel ihr knapp auf die Schultern und die vordere Hälfte war zurückgesteckt. Sie hatte dunkelbraune Augen, die fast schwarz wirkten, und eine kleine Stupsnase, auf deren Spitze sich eine Sommersprosse befand. Die Sommersprossen waren auf ihrem Gesicht verteilt, wie eine Superhelden-Maske, die die Augen verdecken sollte. Auf ihrer schwarzen Lederjacke und der weißen Bluse fand man Staubflecken, genau wie auf ihrer schwarzen Jeans und den schwarzen Stiefeln. Ein schwarzer Lederrucksack hing über ihrer Schulter und insgesamt machte sie einen ziemlich lässigen Eindruck.

„Ich heiße Johanna“, sagte sie leise. „Du bist traurig wegen deiner Familie, oder?“ Ich nickte und wunderte mich gleichzeitig, woher dieses Mädchen, das wusste. „Ich hatte noch nie eine Familie.“, sagte sie.

„Ich bin Daniel.“, seufzte ich. Sollte ich ihr

mehr über mich erzählen? Da fing ich einfach an zu reden und erzählte ihr alles. Von der Trennung meiner Eltern bis zu dem Mobbing an der neuen Schule. Sie sah mich dabei an und hörte nur stumm zu.

Kapitel 5

Der Wind strich durch Thomas Johnsons Haare. Es war nicht viel Zeit vergangen, seit er mit seinem letzten überlebenden Angestellten eine kleine Unterkunft aus den Trümmern und den verbleibenden technischen Teilen des Bunkers gebaut hatte. Er dachte nach. Über die Dinge, die in den letzten fünfzig Jahren passiert waren.

Als er erst zwölf Jahre alt war, war seine Mutter gestorben. Der Tumor war so plötzlich aufgetaucht. Seine Mutter hatte gekämpft, doch die vielen Therapien hatten letztendlich doch nicht geholfen und sie starb im Alter von vierzig Jahren. Viel zu früh. Den, den sie in diesem Moment am meisten gebraucht hätte, hatte es nur wenig interessiert.

Sein Vater war schon immer nur am Geschäft interessiert gewesen. Er war nicht einmal zur Beerdigung gekommen. Und die Entwicklung seines eigenen Sohnes hatte ihn auch nicht gekümmert. Der unendliche Hass auf seinen Vater hatte sich über die Jahre weiterentwickelt. In der Schule hatte

man ihn als Spinner bezeichnet und in der Schule fand er keine Freunde. Als er schließlich am Pentagon angenommen wurde, wollte er seinem Vater eins auswischen und entwickelte diese Idee. Es war ihm nicht schwergefallen, den Chef des Pentagons erschießen zu lassen. Aber jetzt hatte sich die Lage zu sehr entwickelt. Es blieb nur noch eine Möglichkeit, die Sache wieder gutzumachen: er musste die Zeugen vernichten, die noch überlebt hatten und konnte dann mit den restlichen Überlebenden eine neue und bessere Welt erschaffen.

Plötzlich wurde er aus seinen Gedanken gerissen, denn der Wissenschaftler lief aus dem Zelt heraus: „Chef, der erste Roboterprototyp für ihre Armee ist fertig!“ Ein Grinsen breitete sich auf Thomas Johnsons Gesicht aus. Sein Plan war aufgegangen.

Kapitel 6

Ich wischte mir eine Träne aus dem Gesicht. Nachdem ich Johanna alles erzählt hatte, war ich aufgestanden, da Dave uns etwas zeigen wollte. Schweigend gingen wir Seite an Seite hinter Dave zu einer kleinen Sitzecke in der Wand und setzten uns auf die weichen Kissen.

„Wir haben eine Möglichkeit gefunden, diese Explosion rückgängig zu machen!“, erzählte Dave

uns aufgeregt. „Im Labor haben wir es geschafft, eine Zeitmaschine zu bauen.“

Mein Gesicht hellte sich auf. Ich verstand, was das bedeutete. Ich könnte meine Mutter zurückholen. Johanna lächelte mich an. Wahrscheinlich wusste sie, dass ich mich freute. Plötzlich knallte es hinter uns. Ich sprang auf und drehte mich um. Über drei Dutzend große, rostige Roboter standen in einem Loch in der Wand.

„Das war Johnson!“, rief Dave, „Kommt mit zum Helikopter!“

Wir rannten um unser Leben, während die Roboter hinter uns alles mit ihren Waffen zerstörten. Dave sprang in einen seltsam aussehenden Helikopter und winkte uns, hinten einzusteigen. Wir starteten, doch einer der Roboter schoss noch ein Projektil ab, was uns am Propeller traf. Mein Leben zog an mir vorbei. War dies das Ende? Doch Dave riss zügig den Hebel nach oben und wir trudelten in die Richtung der zuvor geöffneten Luke in der Decke. Ich schnaufte.

Gerettet, dachte ich, doch mir war immer noch nicht nach Jubeln, denn wir sanken immer mehr zu Boden. Dave versuchte verzweifelt, den Rotor wieder in Gang zu setzen, doch die Kanone hatte ihn anscheinend zu sehr beschädigt. Wir schlugen hart auf dem Boden auf. Ich stieß mir den Kopf an der Decke und wurde zum zweiten Mal ohnmächtig.

Ich schlug die Augen auf. Johanna kniete über mir und schrie mich an: „Daniel, Dave ist verletzt!“ Ich rieb mir den Kopf. Was war passiert? Der Absturz. Was war mit Dave? Ich rappelte mich auf und rannte zu Dave. Mein Kopf tat immer noch weh, sodass ich vor Dave auf die Knie sank. Er blutete aus mehreren Stellen und röchelte Blut.

„Findet die Zeitmaschine!“, flüsterte er. Dann schloss er die Augen. Ich sackte über seiner Leiche zusammen und weinte. Das alles war zu viel gewesen. Doch da vielen mir Daves letzte Worte ein. Die Zeitmaschine! Damit konnten wir nicht nur meine Mutter zurückholen, sondern auch ihn retten.

Wir sahen uns gegenseitig an. Ich merkte, dass sie verstanden hatte und wir rannten los. Mein ganzer Körper schmerzte, doch ich rannte so schnell wie noch nie.

Der Fahrstuhl unter der ehemaligen Telefonzelle war komplett eingestürzt. Waren die Roboter noch da? Ich lehnte mich über den Rand des Lochs und sah herab in die Trümmer der ehemals so beeindruckenden Halle. Einer der rostigen Roboter patrouillierte zwischen den Felsbrocken.

„Was sollen wir machen?“, fragte Johanna. Mein Blick fiel auf einen großen Klumpen, der neben dem Loch lag.

Wenig später war der Roboter nur noch ein armseliges, kleines Stück Schrott. Wir suchten die

dunklen Räume vorsichtig nach der Maschine ab. Im letzten Raum sah ich zwischen kaputten Maschinenteilen eine Konstruktion, die die Roboter vergessen hatten. Als wir das Tuch herunterzogen, gab es die Sicht auf eine beeindruckende Kapsel frei. Sie war so sehr poliert, dass sie glänzte und auf der Scheibe, hinter der ein Sessel war, war ein dickes *D* aufgedruckt.

„Dave“, murmelte Johanna. Ich lächelte sie an und öffnete die Klappe. Wie selbstverständlich setzte ich mich auf den Sessel.

„Bis später!“, rief ich und schloss die Luke. „Erster November 2030!“.

Die Maschine fing an zu vibrieren und Daves Stimme ertönte: „Anschnallen und Augen schließen! Es geht los.“ Ich spürte, wie ich abhob und mich immer schneller drehte. „Denk daran nicht zu viel zu verändern“, sagte Daves Stimme. Und ich hatte endlich, seit zwei Tagen, wieder ein gutes Gefühl. Mit guter Aussicht auf die nahe Zukunft trudelte ich ins Jahr 2030.

Fortsetzung folgt...

Douaae Lalouch: Königliche Grüße

Kapitel 1

„Didididing!!!“ Ich kann meinen Wecker an Montagen nicht leiden, aber was ich am meisten hasse, sind Montage selbst. Tja... Und heute ist mal wieder einer. Jedoch kein normaler. Es ist der erste Schultag nach den Sommerferien.

Außerdem stell ich mir persönlich das Leben in der zwölften Klasse schrecklich vor. Allein das Abitur, das ich bald machen MUSS, unmöglich! Und ich kann euch versprechen, dass wird mir nicht gelingen. Was mich total nervt, ist, dass ich nichts von der Schule gebrauchen kann, denn ich will ja Autorin werden. HÖCHSTENS ein paar Themen aus dem Deutschunterricht, mehr nicht..

Ich schlug die Decke weg und stand auf. Wie jeden Morgen ging ich zu meinem Schrank, nahm mir ein Shirt und ging dann ins Bad.

Dort sah ich das erste Mal am Tag in den Spiegel und bekam einen Schock. Meine Haare standen zu allen Seiten ab und ich hatte tiefe Augenringe.

Wie es mein täglicher Rhythmus war, schmierte ich alle meine Cremes ins Gesicht und putzte dann meine Zähne. Als ich fertig war, zog ich ein paar Grimassen und kam zu dem Entschluss, dass meine Zähne nicht weiß genug waren.

Ich seufzte, trat unter die Dusche und ließ das Wasser an. Langsam drehte ich es immer wärmer. Ich genoss die morgendliche Dusche. Verschlafen stellte man sich unter sie und munter kam man wieder raus. Vielleicht nicht munter, aber man war nicht mehr ganz so müde wie vorher und das war in meinem Fall schon etwas.

Mein Gesicht sah jetzt bestimmt blöd aus. Der Fön war kaputt! Ach du meine... Genau das hatte mir gefehlt! Ach, egal. Ein Handtuch tuts auch, oder?

Ich hopste fröhlich aus dem Bad. Doch die Fröhlichkeit wurde schnell gefressen. Und das von dem Schrecken, den ich bekam, als ich auf dem Wecker schaute! Noch zwanzig Minuten bis Unterrichtsbeginn! Dass ich das nicht früher bemerkt hatte. Allein der Schulweg kostet mich zehn!

Verdammt. Ok, ok... Ich schaff das, dachte ich. Ich flitzte in die Küche in der Hoffnung, Sabine zu treffen. Doch wieder Pech gehabt, meine Stiefmutter war nicht da. Ich holte das Marmeladenglas raus und entdeckte auf dem Deckel einen Zettel mit einer Nachricht darauf.

Ich geh einkaufen.

PS: Komm nicht zu spät zur Schule.

PS 2.0: Du hast heute einen Zahnarzttermin.

Komm also rechtzeitig Heim.

Kurz musste ich kichern. Ich meine, PS 2.0? Nie davon gehört... Das Lachen verging mir schnell. Ich hatte heute ja einen Zahnarzttermin! Der Pechvogel hatte Unglück. Was für ein Tag!

Rasch schlüpfte ich in meine schicke Schuluniform. Ich hatte das Gefühl in ihr, durch die Ferien total vergessen. Irgendwie fühlte es sich gut an. Ich genoss dies etwa drei Sekunden lang, doch jetzt musste ich die Tasche packen. Ich raste hin und her und suchte nach meinen Büchern, vergebens. Kein Heftchen war zu sehen. Unterm Bett, auf dem Schrank, hinter der Kommode... ich seufzte, dann durchsuchte ich alles erneut. Nirgends waren sie zu finden. Als letztes schaute ich in meine Tasche. Alles gepackt! Ach du heilige! Sabine. Hätte sie es mir nur vorher gesagt...

Aber egal, ich musste jetzt das Fahrrad aus der Garage holen und meinen Helm anziehen. Alles startklar! Das gelang mir sogar ohne Pech! Ich blickte auf meine neue Armbanduhr und sah, dass ich noch sechs Minuten hatte. Ich brauchte aber zehn! Also trat ich, so gut wie ich konnte, in die Pedale und raste immer schneller. Die Ampeln nahmen mir wertvolle Zeit und ich musste gefühlt zehntausend Mal bremsen, weil der ein oder andere Fußgänger dazwischen- kam. Auch wenn der oder die kein Recht dazu hatten.

Dann war ich endlich da. Aber das Fahrradschloss

anzulegen, stahl mir MINDESTENS eine Minute!

Ganz außer mich rannte ich die Treppen rauf und klopfte beschämt an der Tür.

Kapitel 2

Ein schreckliches „Herein!“, empfing mich. Frau Silbenhaus starrte mich streng an. Naja, das war für ihr normal. Wenn ihr Frau Silbenhaus nicht kennt, sie war meine Klassenlehrerin. Lei...der *hust hust*. Sie war, wenn ich richtig schätzte, 103 Jahre alt und ich hatte ihre Warze am Kinn schon immer gehasst (Eine NATURKATASTROPHE!). Diese war nämlich um die drei Zentimeter groß. So wie eine große Traube oder auch wie... Nein, doch nicht.

Bei ihr hatte ich Deutsch, Mathe und Philosophie. Und jetzt hatten wir Mathe. Ich stand also da, beinahe erstarrt. Inzwischen hatten sich alle Gesichter zu mir gedreht.

„Sorry für die Ver...“, doch ich konnte meinen Satz nicht beenden.

„Sorry? Sorry?! Mensch Zoe! Die Jugend heutzutage! Es heißt Entschuldigung! Oder auch Verzeihung! Und jetzt husch, husch! Auf deinen Platz!“

Sie zeigte mit ihrem gruseligen Finger auf den Platz... direkt neben Noah!!! Warum? In den war ich

doch verknallt. Das ist viel zu schön, um wahr zu sein.

Ich trottete langsam hin und dann setzte ich mich. Noah lächelte mich kurz an und räumte seine Sachen zur Seite. Frau Silbenhaus fing an zu labern: „Öffnet eure Bücher auf Seite...“ Doch ich hörte nicht zu. Ganz im Gegenteil. Ich konnte meinen Blick einfach nicht von Noah abwenden. - Bis mich ein Zettel am Kopf traf.

„Aua!“, schrie ich auf. Es war so hart wie eine Bowlingkugel. Ok, ok, so zwar nicht, aber trotzdem.

Frau Silbenhaus drehte sich um. „WER WAR DAS?“, brüllte sie, mit erhobener Stimme. Die Sonnenstrahlen trafen auf ihre Augen. Sie währte sich dagegen, und als dann auch noch niemand antwortete, wandte sie sich wieder der Tafel zu und schrieb irgendetwas, mit extra feiner Unlesbarkeit, auf. Ich nutzte die Gelegenheit und las, was auf dem Zettelchen stand. Ich musste aber höllisch aufpassen, dass das keinen Krach machte. Denn allein das, kann MEINE Klassenlehrerin zum Schimpfen bringen. Und... geschafft! Was aber draufstand, machte mich irgendwie schon sauer:

Dass du neben ihm sitzt, ist Schicksal. Ihr kleinen Turteltäubchen.

Ich seufzte wütend auf. Das hatte anscheinend

Frau Silbenhaus gemerkt, und stampfte sofort zu mir rüber. Sie sah mir tief in die Augen, was mich gruselte, und nahm mir den Zettel weg. Sie las laut vor, was da geschrieben stand. Alle lachten, außer Melody. Ich wusste, sie war die Täterin. Noah blickte mich verwirrt an. Aber ich antwortete ihm mit einem verdächtig unschuldigen Grinsen. Er konnte mir, glaube ich, ansehen das es mit ihm zu tun hatte. Frau Silbenhaus bestellte mich nach vorne und gab mir für meine Eltern einen Brief mit, den sie unterschreiben sollten. *Na toll!*, dachte ich. Doch dann hieß es: „Ding Dong!“

Kapitel 3

Also, als dann die Stunde zu Ende war, lief ich zu den Spinden. Melody kam hinter mir gerannt. Sie sah völlig fertig aus. Sie atmete tief ein. „Tut mir leid, wegen vorhin. Ich wollte das echt nicht, wirklich!“, jammerte sie. Als ich schwieg, wiederholte sie das nochmals.

„Schon gut, schon gut...“, erwiderte ich genervt. Das schien sie zu beruhigen. Melody umarmte mich kurz und verschwand.

Als ich schnell die Zahlenkombination eingab, öffnete sich mein Spind und ich holte mein Tagebuch heraus. Ich musste ja irgendwie Dampf ablassen.

„Liebes Tagebuch, ich muss Dampf ablassen, also bitte nicht wundern, wenn ich hier ,ne Menge Schimpfwörter schreibe. Aber ich muss es tun...

Nun ging es mir schon besser. Ich las schnell meinen ersten Eintrag durch und legte das Buch wieder zurück. Mein Kuschel-Lämmchen Linus, den ich immer in der Schule aufbewahren, blickte mich grinsend an. Ich wollte ihn knuddeln, doch was war das? Ich bemerkte da ein dickes Buch hinter ihm. Ich griff danach und eine Menge Staub bedeckten es. Vorsichtig fuhr ich mit meiner Hand darüber. „Königliche Grüße“, murmelte ich den Titel leise vor mich hin. Kein Autor. Das war seltsam. Ich schaute mich um, keine Ahnung warum, doch es war wohl ein Reflex. Ich schaute Nu wieder auf das Buch. Nun fühlte ich mich irgendwie, wie in einer Detektivgeschichte. Gespannt blätterte ich ein paar Seiten um. Ich hatte eine Menge Fragen. Noch bevor ich ein Wörtchen lesen konnte, hörte ich Schritte hierherlaufen. Noah kam gerade um die Ecke. Noch fünf, nein vier Meter, drei, zwei und eins. Jetzt blieb er neben mir stehen und fragte mich, was los sei. Ich glaubte, er hatte an meiner Grimasse erkannt, daß irgendetwas nicht stimmte. Für einen Moment vergaß ich, dass ich in ihn verliebt war und erzählte ihm, was ich soeben gefunden hatte. Ihm konnte ich das ja erzählen, oder? Noah war nämlich eine richtige Leseratte.

Nun sah er genauso überrascht aus wie ich. Ich schlug die erste Seite und las mit ihm ein Stück:

Sie wachte plötzlich auf. Alles war ihr fremd, doch auch seltsamerweise vertraut. Sie roch den Geruch von heißem Kaffee und alten Büchern.

Dann nahm sie wahr, dass eine junge Dame an ihrer Bettkante saß...

Weiter konnte ich nicht lesen. Ich konnte zwar, hatte aber das Gefühl, es nicht zu wollen. Außerdem würde es gleich zum Unterricht Schellen. Als ich mich von Noah verabschieden wollte, er hatte nämlich Latein und kein Französisch, geschah es... Das Buch begann, in einer noch nie von mir gesehene Farbe, zu leuchten. Erschrocken ließ ich es fallen. Nun lag es auf dem Boden. Doch als ob das nicht reichen würde: es begann zu schweben! Ich zog mich zurück, hinter Noah. Dort blieb ich wie angewurzelt stehen. Es kam mir vor, als wären nur er und ich da, alle anderen waren weg! *Sowas passiert doch nur in Filmen*, dachte ich. Ich hatte den Verdacht, alles wäre nur ein Albtraum. Mein Puls raste immer schneller. Noah hatte auch nicht die Idee weg zu rennen. Das Buch wurde zugeklappt, ein Knall und alles war schwarz.

Kapitel 4

Ich wachte auf und lag in einem türkisen, mir völlig fremden, Himmelbett. Der Geruch von heißem Kaffee und alten Büchern kroch mir in die Nase. Ich war mit all dem nicht befreundet, aber es war mir vertraut!

Dann bemerkte ich, dass eine junge Dame an meiner, ähm... an dieser Bettkante saß! Ich schrie auf. *Ich kenne das doch irgendwoher*, dachte ich. Dann fiel es mir ein. Das Buch... Ich schluckte.

Die junge Dame begann zu sprechen: „Eure Majestät! Was ist los? Habe ich Euch erschreckt?“ Ich nickte missmutig. „Verzeihung! Aber... Ihr müsst Euch schnell umkleiden!“

„Wofür denn... V... Viktoria?“ stotterte ich, doch sofort war ich mir über meine Worte bewusst. Ich schrie nochmals auf. Das Wort rutschte mir irgendwie aus dem Mund. Woher kannte ich diese Frau?

„Ach, wisst Ihr denn nicht, dass Ihr heute in den Palast Eurer Mutter zieht?“ Ich senkte den Kopf und als ich schwieg, machte sie sich plötzlich Sorgen: „Eure Majestät, seid Ihr etwa krank?“

„Nein, nein, Viktoria. Es ist nur... Ach, vergesst es.“

„Soll ich Ihnen eine Tasse Tee bringen, Eure Majestät?“ erkundigte sich Viktoria besorgt und

stand schon mal auf.

Ich dachte kurz darüber nach und antwortete dann entschlossen: „Ja, bitte. Vielen Dank.“ Ich mochte *hust hust* zwar keinen Tee, aber irgendwie musste ich all das verarbeiten.

Viktoria stand auf und als sie weg war, versuchte ich, meine Gedanken zusammenzufassen. Ich hatte in einem scheinbar NORMALEN Buch gelesen. Das war es aber nicht! Dann schwebte das Buch... Oh, und es leuchtete! Und jetzt passierte das, was im Buch stand. Ich bin der Hauptcharakter, also das Mädchen. Ich bin jetzt bestimmt im Buch. Aber, warte mal... Noah war dabei. Er hat mit mir gelesen. Er musste auch irgendwo hier sein! Und ich musste ihn finden... Wenn ich nur wüsste, wie.

Ich blickte mich um. Keine Spur von dem Buch. Ich konnte mich also nicht herauslesen oder ähnliches! Das Seltsamste war aber, dass ich all das hier kannte. Und Viktoria, die mich noch nie zuvor gesehen hatte, nannte mich „Eure Majestät“. Ich bin eine Königin oder eine Prinzessin? Nein, nein, nein! Dazu taugte ich nicht... Ich musste sofort einen Ausweg finden, das war mir klar. Aber wie? Ich blickte mich erneut im Raum um. Die Wände waren mit einem, beruhigenden, Türkise umwickelt. Es beinahe so aus wie in meinem Zimmer. Genau an dieser Stelle stand mein Schrank. Und ja, da war meine Büchersammlung. Das hier war eine schönere

und größere Kopie meines Zimmers.

Jemand klopfte an der Tür. *Viktoria mit dem Tee*, dachte ich, aber irrte mich anscheinend. Es war eine reich gekleidete Frau, hinter ihr ein, zwei Dienerinnen, eine war dünn, die andere war ähm... feeett. Sie stolzierte langsam zu mir herüber: „Elizabeth, Schätzchen! Ihr seid ja immer noch im Schlafkleid. Beeilt Euch, Ihr wollt doch nicht zu spät kommen.“ Dabei wedelte sie wie verrückt mit den Armen.

„Nein, Tante Mary. Das werde ich natürlich vermeiden.“ Auch sie kannte ich, seltsamerweise.

„So ist es brav, kommt mit, ich suche Euch schon mal was raus.“

Mit einem Zeichen befahl sie den Dienerinnen, ihr zu folgen. Wahrscheinlich in ein Ankleidezimmer oder sowas. Danach war es eine Minute lang einfach nur still. Viktoria kam, nach einem Klopfen, herein. Sie reichte mir die gewünschte Tasse Tee mit einem Croissant, das unheimlich lecker aussah. Ich stürzte mich auf das Essen, wurde aber aufgehalten.

Viktoria rief entsetzt: „Eure königliche Hoheit! Wo bleiben Ihre Manieren? So würde sich Ihre Mutter, wenn sie noch lebte, nie benehmen!“

Wenn sie noch lebte, bei diesen Worten lief mir eine Träne übers Gesicht. Warum? Keine Ahnung... Meine Mutter lebte... „Mutter, lebt, das weiß ich. Sie wird zurück-kommen.“

Viktoria bemerkte, dass ich weinte, reichte mir ein Tuch und tröstete mich dann: „Selbstverständlich wird sie das. Aber bis dahin müsst Ihr das Amt als Königen vertreten. Deshalb zieht Ihr ja um...“

Nun ging es mir schon besser. KLOPF KLOPF. Mir ging diese Klopferei langsam auf dem Keks. Es war MEINE Tante. Nun ja, Tante Mary gab mir ein bezauberndes Kleid, das mit echten Diamanten, behauptet sie, verziert war. Es war größtenteils mintgrün, mit ein bisschen türkis und einem Hauch von dunkelblau. Ich zog es rasch an und bewunderte mich im Spiegel. Es stand mir supertoll. Auch wenn eher ein „Jeans und Shirt-Typ“ war. Im gleichen Moment ließ ich mir meine Frisur machen. Von Vicky, ich meine Viktoria, natürlich. Dann kam die Make-up Stylistin, so wie wir sie heute nennen, schminkte mich mit denselben Farben wie das Kleid und legte mir nur die schönsten Ketten, Ohringe und Armbänder an. Ich war am Ende bildhübsch, meinte Vicky.

Nun war ich bereit, nach „Hause“ zu gehen. Ich trat königlich aus einem Palast und stieg in die Kutsche ein, begleitet von Vicky. Wir unterhielten uns lange, wobei ich es schaffte, ihr unauffällig zu „befehlen“, dass sie mir etwas über mich erzählte.

Ich war anscheinend Elizabeth Margaret Sophia Wilhelmine von Lehnstedt. Mein Vater sei kurz nach

meiner Geburt in einer Schlacht gestorben. Ich hatte keine Geschwister, das war mir schon klar. Vor einigen Tagen verschwand meine Mutter. Ich sollte irgendwann „Papas“ Nachfolgerin werden, das sagte sie nach meiner Geburt. Und die Zeit sei gekommen.

Nach langen Geschichten war ich endlich da: Im Palast von Lehnstedt.

Kapitel 5

Ich stieg mit der Hilfe meines Leibwächters Ludwig aus. Dann bestaunte ich den Palast, der ein königliches Zuhause war. Ich konnte es kaum glauben.

„Beeindruckend, was meint Ihr?“, fragte Vicky. Ich antwortete mit einem leichten Nicken.

Wir liefen einen kurzen Pfad entlang. Ich liebte die Herrlichkeit der Natur, weshalb ich mich hier auch direkt wohlfühlte. Ich pflückte eine weiße Rose und steckte sie mir in die offenen Haare. Ich nahm mir erneut eine, nur ging diese an Vicky. Plötzlich bemerkte ich ein leichtes Ziehen an meinem Kleid. Ich drehte mich um und bemerkte ein kleines, niedliches, aber auch arm gekleidetes Kind mit Tränen in den Augen.

Leise schluchzte es: „Lasst meine Brüder frei... Bitte.“

Ich bemerkte, dass ein alter Mann, sogar noch ärmer aussehend, hierher rannte. Die Wachen wollten sich schon auf ihn stürzen, doch ich hielt sie zurück. Der Mann nahm das Kind und verbeugte sich tief. Dann entschuldigte er sich: „Oh, Louis! Es tut mir leid, wenn er Euch belästigt hat, Eure Majestät. Es ist nur so, dass er seinen Bruder vermisst.“ Dann verschwand der Mann rückwärtsgehend.

Ich drehte mich wieder zu Vicky um und schaute sie fragend an. Diese verdrehte die Augen und fing an zu erklären: „Ach, habt Ihr etwa Gedächtnisverlust? Also... da gab es diesen Steuertag. Ein junger Mann hatte keine Ernte dabei. Er meinte, er habe alles seiner Familie gegeben, die stark in Not lebte. Deine Mutter hat ihn dann in den Kerker geworfen.“

Ich war komplett enttäuscht von meiner Mutter, die nicht meine war. *Bestimmt war der Mann immer noch im Kerker*, dachte ich, *oder inzwischen tot*. Doch so wollte ich mir den Tag nicht verderben. Jetzt musste ich nur noch ein kleines Stück laufen, dann war ich da.

Die Tür, ähm... Das Tor, ging auf und zwei Reihen aus Menschen verbeugten sich. Zuerst fragte ich mich, wieso. Dann war mir alles wieder klar. Tja... I'm the Queen.

Ein kleiner Bursche, etwa 6 Jahre alt, kam auf mich zu und reichte mir die Hand. Er begrüßte mich

mit einer niedlichen Stimme, gleichzeitig nannte er mich Cousinchen. Das fand ich super süß und auch schnuckelig. Dann kamen seine Eltern auf mich zu. Nein, Tante Mary war nicht seine Mutter, sondern Tante Sophia. Und sein Vater war Fürst Friedrich Freiherr von Fosthausen. So viele F's. Auch die beiden kannte ich gewissermaßen. Ich hatte das Gefühl sie waren nette Personen. Dann kam ein anderer Mann hierher. Er war ein Schreiber oder so, das hatte ich an der Feder und dem Block Papier erkannt. Er schrieb jedes Wörtchen auf, das ich sagte. Ich fragte Vicky, die scheinbar allen zuwinkte, wann meine Krönung denn sei, ich konnte mich ja vorher nicht auf dem Thron hinsetzen.

„Die Krönung ist schon längst vorbei.“, erklärte sie mir.

Oh ja! Ich konnte mich auf den Thron setzen! Ich konnte mich auf den Thron setzen! Lalalala! Ok, jetzt aber genug. Ich war nämlich eine Königin.

Dann stieg ich die Treppen hoch und setzte mich tatsächlich hin. Es fühlte sich verdammt gut an. Alle jubelten mir zu. Sie riefen: „Lang lebe die Königin!“ Ich hatte mich riesig gefreut. Doch dann erinnerte ich mich an den armen Mann mit seinem Kind. Als alle dann weg waren, und ich meine Ruhe hatte gab ich sofort den Befehl, den Kerl freizulassen, ihm Kleidung und Essen zu geben und auch seine Familie zu finden und herzubringen.

Kapitel 6

Dreißig Minuten später war er da und warf sich auf den Boden. Das war zwar nötig, aber egal. Dann blickte ich in sein Gesicht und in seinen funkelnden blauen Augen. Ich schüttelte den Kopf. Zwinkerte einmal und schüttelte erneut den Kopf. Ich konnte es nicht fassen. Es war Noah! Ich hatte ihn gefunden.

„Eure Majestät! Ihr wisst nicht, wie lange ich hier gewesen war! Ich danke Euch.“ Direkt, nachdem er sich bedankt hatte, stellte ich eine Frage: „Könnte ich mit Ihnen unter vier...“

In diesem Moment kam Noahs Familie reingestürzt. Als das Kind seinen Bruder sah, rannte es auf ihn zu und umarmte ihn. Ich bemerkte, wie er Freudentränen weinte. Die Frau, die seine Mutter gewesen war, hielt sich die Hände vors Gesicht. Auch sie weinte vor Freude. Der alte Mann tat dasselbe. *Die Familie war vereint*, dachte ich und hoffte, etwas Gutes getan zu haben.

Nun bat ich meine Dienerinnen dasselbe, was sie für Noah getan hatten, für seine Familienmitglieder zu tun. Ich gab ihnen mein großes Schlafzimmer, wo sie schlafen konnten. Das würde für sechs Personen reichen. Ich persönlich konnte ja woanders schlafen.

Nachdem es sich alle gemütlich gemacht hatten, rief ich Noah zu mir. Ich war gerade in meinem

neuen Zimmer eingezogen und versuchte ihn dazu zu bringen, dass er sich an mich erinnerte. Als er vor mir stand, flüsterte ich ihm zu: „Ich bin es, Zoe, erinnerst du dich?“ Hoffnungsvoll schaute ich ihn an.

Doch er gab nur von sich: „Zoe, wie?“

Ich musste mich da nun herausreden. „Ich wollte Euch, zu, ähm... Wie heißt Ihr?“

„Noah, Eure Majestät.“ Ich seufzte vor Erleichterung. „Seit wann lebt Ihr hier?“

„In Lehnstedt meint Ihr? Ich bin hier geboren. Ich werde Euch all Eure Fragen beantworten, Eure königliche Hoheit.“

Ich schaute mich um. Dann antwortete ich leise: „Schon gut. Ihr könnt gehen.“ Solange ich im Buch feststecke, bin ich nicht Zoe... momentan bin ich doch nicht real, oder? Die Gedanken wirbelten in meinen Kopf. Ich versuchte mehrmals, mich abzulenken. Etwa damit, dass ich morgen mit einer Gräfin und Ihrer ganzen Familie essen würde. Das wird sicher gut laufen. Und zack, schlief ich ein.

Kapitel 7

„Guten Mooorgnen, Eure Majestät!!!“ Vicky machte den Vorhang auf und meine Augen öffneten sich langsam. Ich war sehr müde, denn ich hatte gefühlt

kaum geschlafen.

„Guten Morgen. Bitte nennt mich Zoe... Ähm... Elizabeth. Ihr seid doch meine Freundin. Und ich nenne Euch ja auch Viktoria“, gähnte ich. Vicky, schaute mich verwundert an. Ich schob die Bettdecke weg.

Vicky kam langsam auf mich zu: „Meint Ihr das im Ernst? Ihr seid meine...?“

Ich unterbrach sie: „Ja, klar sind wir Freundinnen.“ Inzwischen war ich hellwach. Vicky lächelte mich an, meine Worte gefielen ihr bestimmt.

Sie machte eine witzige, übertriebene Verbeugung. Grinsend rief sie: „Aber natürlich, ELISABETH!“ Ich lachte. Dann klopfte jemand an der Tür. „JA, bitte!“, rief Vicky. Der Ton in dem sie das sagt. Ich lachte erneut

Tante Mary kam herein, mit einem schicken kurzen Kleidchen und den passenden Schuhen. Sie legte diese auf mein Bett und erinnerte mich daran, dass heute das Essen mit der Gräfin stattfinden würde. Ich hatte es nicht vergessen. Auf leisen Sohlen verschwand sie dann wieder. Ich nahm mir die Kleidung, bat Vicky rauszugehen und zog mir diese an. Dann stand ich auf und blickte mich im Spiegel an. Das war zwar nicht gerade das beste Outfit zum Essen, aber schick war es trotzdem.

Ich lief zum Ausgang, bestimmt hatte Vicky auf mich gewartet, und ja, das hatte sie. Vorsichtig

klappte ich die Tür hinter mir zu. „Ich muss jetzt den Überblick behalten. Wer wird alles zum Essen kommen?“, fragte ich Vicky, die offenbar über alles Bescheid wusste. Sie begann mit ihren Fingern aufzuzählen: „Die Gräfin von Gerumsturm, ihre Tochter Beatrice, ihr Mann, ihr Cousin, ihre Schwester, die Tochter ihrer Schwester, ihr Sohn, ihr Bruder, die Frau ihres Bruders, ICH, Ihre Maje...ähm ELIZABETH, Noah...“

„Habt Ihr grade Noah gesagt?“

„Ja, ich weiß, der Name ist nicht gerade normal.“

„Gut, gut. Wer noch?“, fragte ich zum zweiten Mal.

„Dann kommen noch, Mary, Sophia und Friedrich, dein Cousin und noch eine Menge anderer unwichtiger Personen.“ Ganz schön viele waren es. Ich wusste nicht, ob alles gut laufen würde. *Am besten ist es, ich schaue beim Koch vorbei*, dachte ich. Ich schlug das Vicky vor, die anscheinend nichts dagegen hatte.

Also gingen wir die Treppen runter. Ich folgte Vicky, denn auch wenn das mein Elternhaus war. Ich kannte mich hier kaum aus. Der Durchgang war schon offen. Wir gingen rein und klingelten an der kleinen Klingel. Der Koch kam angelaufen, und erschrak, als er MICH sah. Er versuchte sich zu verbeugen, bekam das aber nicht so gut hin. Seine Kochmütze viel sogar auf den Boden. Er hob sie

beschämt auf und senkte verlegen den Kopf.

„Was kann ich für Euch tun, Eure königliche Hoheit?“ Er wollte sich grade nochmal verbeugen, ich konnte ihn aber noch davon abhalten.

Vicky fragte ihn: „Wie läuft es mit der Zubereitung des Essens?“

„Perfekt, nur...“

„Nur was?“ Ich wusste, dass da etwas schiefgehen würde.

„Ich bedauere, Euch sagen zu müssen, dass eine Portion Möhrensalat fehlen wird. Ich besitze nicht die nötigen Zutaten. Es tut mir leid, Hoheit.“ Ich seufzte leise vor mich hin. Dann beruhigte ich den Koch. *Für mich wird es heute wohl keinen Möhrensalat geben*, dachte ich.

Nun liefen wir weiter, bis zum Esstisch. Er war komplett dekoriert. Die Kerzen teilten mit dem Raum den Geruch von leckeren Walnüssen und Zimt, von den Tellern konnte man erblinden, so sehr glänzten sie. Die Tischdecke war wunderschön und die Farben hier erbauten eine tolle und gemütliche Atmosphäre. Bis auf das Fehlen des Möhrensalats würde alles fantastisch werden, hoffte ich.

Kapitel 8

Ich drehte mich um: Vicky hielt den Mund offen, sie war auch sprachlos. Doch den schloss sie

schnell, als sie bemerkte, dass ich sie ansah.

„Eure Hoheit, Viktoria, was macht ihr hier?“ Ich hatte Noah überhaupt nicht gesehen. Er lächelte. „Gefällt es euch?“

„Und wie es mir gefällt!“, antworte ich. „Habt Ihr das gemacht?“ Noahs Lächeln war nun sogar noch breiter. Er kratzte sich am Kopf und nickte dann. Ich, die seit der neunten Klasse in ihn verliebt war, dachte, alles über ihn zu wissen. Aber dass er so gut den Tisch decken kann, war mir bislang entfallen. Der Nachmittag verging perfekt.

Die Gäste waren da und saßen nun auf ihren Plätzen. Ich hatte einen ganz besonderen Stuhl: Einen gemütlichen.

Dann kamen die Servierer. Und wie der Name schon sagt, sie servierten uns das Essen. Mir gegenüber saß die Gräfin beeindruckt von der Umgebung. Vicky gegenüber war mein Cousin und Noah gegenüber, die Tochter der Gräfin. Alle waren begeistert von der Vorspeise, sie unterhielten sich und lachten gemeinsam, ich war die Einzige, die Langeweile empfand. Jaaaaa. Was mich aber leicht nervte war, dass Noah gegenüber jemand anderem saß als mir. Er freute sich anscheinend über die Anwesenheit von Beatrice *gähn*.

Dann kam endlich die Hauptspeise. Blablabla mit... Lammfleisch? Ich war Vegetarierin! Nun ja, da musste ich durch. Ich tat so, als würde ich es essen und als der Bruder der Gräfin seinen Teller

im Nu aufgefuttert hatte, tauschte ich meinen mit seinem Teller. Und der E...le...fant freute sich auch noch darüber! Seltsam... Aber egal.

Nach einer halben Stunde kam die Nachspeise: Möhrensalat. Von dem ich nichts bekommen würde. Alle genossen es, außer mir, die langsam vor Hunger starb... Was denn? Ich hatte nur die Vorspeise gegessen! Da sah ich Ihnen halt bloß zu. Wieder geschah nichts Besonderes, außer, dass Noah und dieses Mädels die ganze Zeit miteinander quatschten! Das bringt mich noch um... Ich überspringe mal das Dessert. Ihr könnt euch denken, was passiert war... Nichts.

Ah ja! Die Zeit des Abschieds war gekommen. Nach tausenden Verbeugungen waren endlich alle raus. Nur Vicky und ich waren noch im Raum. Wir beschlossen nun Schlafen zu gehen, es war nämlich schon dunkel geworden.

Nun lagen wir auf unseren Betten und wünschten uns gegenseitig eine gute Nacht. Dieses Mal konnte ich schneller einschlafen. *Schlummer Schlummer*

Kapitel 9

„Es gibt keine reale oder irreale Welt. Hier sind wir richtig! Und wenn doch, ich kann nicht mitkommen. Außerdem liebe ich Beatrice. Ich werde sie niemals verlassen. Niemals... Niemals... Niemals...“

Erschrocken wachte ich auf. Ein Albtraum, nur ein Albtraum! Das war alles nicht passiert. Ich bekam meinen Puls langsam unter Kontrolle. Es war noch sehr früh und ich wollte niemanden aufwecken. Also legte ich mich wieder hin.

Etwa zwei Stunden später war es Schluss mit dem Nickerchen. Ich machte mich fertig und riss dann Vicky aus dem Schlaf. Gemeinsam machten wir uns auf den Weg nach unten. Frühstück würde bald serviert werden.

Nachdem wir gegessen hatten, musste ich irgendwelche Papiere unterschreiben, einen ganzen Stapel. Danach hatte ich sowas von einem Fingerkrampf. Ich wurde zwar gebeten, alles durchzulesen, das tat ich aber nicht. Ich meine, so hobbylos war ich nun auch nicht.

Als ich mit dem ganzen Kram fertig war, war es schon Mittag geworden. Ich aß ganz schnell alles auf, dann traf ich mich mit Vicky im königlichen Garten. Wir quatschen miteinander und hatten sozusagen 'Pause'. Ich bemerkte hinter einem großen Baum eine Bank, die von Schatten bedeckt war. Ich wollte mich gerade hinsetzen, da bemerkte ich noch rechtzeitig einen Ring auf der Bank.

„Viktoria, kann es sein, dass der Ring dir gehört?“ Doch diese schüttelte energisch den Kopf.

Ich hob ihn also auf und packte ihn in meine

kleine Tasche. Vielleicht könnte ich ihn ja später gebrauchen. Ich hatte das Gefühl, frei zu sein. Und der Palast sah von hier auch noch wunderschön aus. Ich atmete tief die frische Luft ein und genoss diese Stille. Dann war es auch schon wieder Zeit, reinzugehen.

Tante Mary empfing mich an der Tür. Sie sah enttäuscht aus, beinahe wütend. Vicky verschwand auf mein Zeichen.

Tante Mary schnappte tief Luft: „Was habt Ihr denn getan, dass die Bürger solche Gerüchte von Euch erzählen?“ Ich schaute sie fragend an. „Dass Ihr Eure Mutter umgebracht habt, glauben sie.“, ergänzte sie mit einer etwas leiseren Stimme.

„Und das glauben sie? Wer hat mit den Gerüchten überhaupt begonnen?“ Tante Mary schwieg. Ich stellte erneut meine Frage. Dann antwortete sie mir auch, „Beatrice von Gerumsturm.“ Bei diesem Namen war ich absolut schockiert und blickte auf den Boden.

„Woher wollt ihr das wissen?“, fragte ich und hob wieder den Kopf, doch in diesem Moment war Tante Mary verschwunden.

Kapitel 10

Ich lehnte mich an meinem Thron und wartete auf Beas Anwesenheit. Warum? Warum hatte sie das

getan? Das Gefühl, dass ich nicht zur Königin taugte, hatte nun wieder die Kontrolle über mich bekommen. Wahrscheinlich hatte sich meine Hand zu einer Faust zusammengeballt und ich konnte die Geduld nicht mehr bewahren. Ich hörte laute Trompeten und das Tor ging auf. Sie war endlich da. Bea, wie ich sie nannte. Ich bat alle, den Raum zu verlassen, das wurde auch getan, nur Vicky zögerte erst, dann war aber auch sie weg.

„Das hat Folgen, wisst Ihr?“, fragte ich und wartete auf eine gute Antwort. Doch ich bekam von ihr nur ein verwundertes Gesicht.

„Was habe ich denn getan, Eure Majestät?“, fragte Beatrice unschuldig. Ich wollte beinahe vor Wut verbrennen und schaute sie schweigend an.

„Die Gerüchte, stammen sie von dir?“

„Welche denn?“, sie wusste genau, wovon ich redete. Ich erklärte es ihr. Dabei erhielt ich die Hoffnung, sie würde etwas gestehen. Aber nein. Gar kein Wort. Nur eine unschuldige Grimasse. Nun war ich komplett geblendet vor Wut. Ich konnte das einfach nicht mehr aushalten. „Wachen“, schrie ich. Ich hatte mir das wirklich nicht zugetraut. Auch Vicky kam hier reingestürzt „Ich verbanne sie aus der Stadt. Sagt ihr, sie soll gehen“, verkündete ich.

Doch nun widersprach Beatrice: „Ich bedaure, das geht leider nicht, ich bin nämlich mit Noah verlobt.“

Kein Wort war von mir zu hören. Ich merkte, wie etwas Nasses meine Wange herunterfloss. Eine Träne. Nach endlosen Tränen brach ich die Stille. „Beweist es.“, flüsterte ich.

Beatrice schaute auf ihrer Hand. „Tja, ich habe den Ring im königlichen Garten verloren. Es tut mir sehr leid.“ Es klang jedoch nicht, als tue es ihr leid. Nun sie hatte keinen Ring, also log sie bestimmt. Dann erinnerte ich mich an heute Morgen. Den Ring, den ich gefunden hatte.

Ich befahl schließlich Vicky mit einem Zeichen, Noah zu holen. Einen Moment später war auch er da. Die Tränen in meinem Gesicht waren immer noch nicht getrocknet. Ich fragte Noah, ob es stimme, was Beatrice behauptete.

Er bestätigte es mit einem Lächeln: „Sie ist meine große Liebe...“

Kapitel 11

Jetzt weinte ich kein bisschen mehr. Im Gegenteil, die Wut war wieder da. „Na dann, verlasst beide diese Stadt und kehrt nie wieder zurück. Die Wachen werden euch hier rausbringen.“ Ich stand auf und haute ab, noch bevor ich die Reaktion von Noah bemerken konnte. Ich konnte alles nicht mehr ertragen.

Voll Trauer wanderte ich in mein Zimmer. Dann

legte ich mich hin und wollte ein kleines Nickerchen machen, um alles endlich zu vergessen.

Ein Brüllen weckte mich auf. Es war schon Nacht geworden und Vicky war immer noch nicht da. Ich stand auf, mit halb geschlossenen Augen und blickte aus dem Fenster. Da kam das Brüllen her. Ich sah Feuer, überall! Eine große Meute! Sie versuchten, hier einzudringen! Aber warum. Ich lauschte.

„Nieder mit der KÖNIGIN!“, riefen sie. Ich war einfach nur schockiert. Bea hatte eine Meute erschaffen... Das wusste ich ganz genau. Doch ich werde keinen Ausgang mehr finden. Das wusste ich auch. Nur eins würde mir helfen: der Tod. Dann würde ich endlich aus dieser grausamen Welt verschwinden. Warum mir das nicht früher eingefallen war.

Also hüpfte ich auf meinem Bett und kletterte auf die Fensterbank. Vicky kam hereingestürzt. Sie sagte kein Wort, so schockiert sie war. Ich verabschiedete mich von ihr: „Seht zu, dass niemand derart traurig wird, wie ich es geworden bin.“ Dann ließ ich mich in die Tiefe fallen. Ich hörte nur noch das Schreien Vicky's, bevor alles verschwamm.

Kapitel 12

Ich wachte erschrocken auf, doch weder in der

Hölle noch im Palast, sondern... Zuhause! Ich meine Zuhause Zuhause! Das war mein NORMALES Zimmer. Ich hatte nur einen Albtraum! Mann, hatte ich einen Schock!

Ich schlug die Decke weg und stand auf. Wie jeden Morgen ging ich zu meinem Schrank, nahm mir ein Shirt und ging dann ins Bad. Dann sah ich das erste Mal am Tag in den Spiegel und bekam einen Schock, meine Haare standen zu allen Seiten ab und ich hatte tiefe Augenringe. Boa! Das sah ja noch schlimmer als in meinem Traum aus. Wie es mein täglicher Rhythmus war, schmierte ich alle meine Cremes ins Gesicht und putzte dann meine Zähne. Als ich fertig war, zog ich ein paar Grimassen und kam zu dem Entschluss, dass meine Zähne nicht weiß genug waren.

Ich seufzte, trat unter die Dusche und ließ das Wasser an. Langsam drehte ich es immer wärmer. Ich genoss die morgendliche Dusche, verschlafen stellte man sich unter sie und munter kam man wieder raus. Vielleicht nicht munter, aber man war nicht mehr ganz so müde wie vorher und das war in meinem Fall schon einmal etwas.

Mein Gesicht sah jetzt bestimmt blöd aus. Der Fön war kaputt! Ach du meine... Genau wie... Ach, war bestimmt ein Zufall. Ich nahm das Handtuch und trocknete mich damit ab. Ich hopste wie immer aus dem Bad. Doch die Fröhlichkeit wurde schnell gefressen. Und das von dem Schrecken, den ich

bekam, als ich auf den Wecker schaute! Noch zwanzig Minuten bis Unterrichtsbeginn! Dass ich das nicht früher bemerkt hatte. Und allein der Schulweg würde mich zehn kosten!

Verdammt. Ok, Ok... ich schaff das, dachte ich. Ich flitzte in die Küche in der Hoffnung, Sabine zu treffen. Doch wie immer Pech gehabt, meine Stiefmutter war nicht da. Ich holte das Marmeladenglas raus und entdeckte auf dem Deckel einen Zettel mit einer Nachricht darauf.

Ich geh einkaufen.

PS: Komm nicht zu spät zur Schule.

PS 2.0: Du hast heute einen Zahnarzttermin.

Komme also rechtzeitig Heim.

Diesmal konnte ich einfach nicht kichern...

Johanna Kramer: Zwischen zwei Ländern

Kapitel 1: Lunis

Es war ein warmer Sommertag, etwa Ende August. Ich war zu Fuß hierhergekommen, während die anderen wahrscheinlich alle mit der Bahn oder dem Bus fuhren.

Die Stadt hatte einen Aufruf gemacht, sie meinten, die ganzen Waisen sollten doch endlich mal zu einer Familie.

Die Wahrheit: Sie wollten die ganzen großen Kinder loswerden, kleine sind pflegeleichter.

Meine Beine fühlten sich schwer an, meine Füße taten weh und mir war kalt.

Ich blickte zu den großen Hallen auf, in denen es kleine abgetrennte Räume gab, wo sich die Waisen mit Begleitung anmelden konnten. Die Leute hier nannten es anscheinend „Waisenverteilung“ oder sowas in der Art.

Ich ging in die Halle hinein und merkte sofort, dass mich eine angenehme Kälte umgab, die Hallen waren anscheinend klimatisiert. Ich steuerte auf einen Tisch zu an dem zwei Leute saßen, mit blauen Jacken, auf denen ein Engel abgebildet war. Ich reihte mich in die lange Warteschlange ein und trat dann einen Schritt vor, wenn die gesamte Schlange sich bewegte.

Dann fiel mir ein Mädchen auf, sie war hübsch, sehr hübsch. Ich war kurz davor zu glauben, dass ein Engel mir gegenüberstand. Sie band einem kleinen Mädchen gerade die Schuhe zu, doch sie schien meinen Blick zu bemerken, denn kurz zuckte ihr Kopf zu mir. Während ich sie weiter beobachtete, band sie weiterhin den Mädchen die pinken Schuhe zu, half ihm beim Jacke anziehen, umarmte es kurz und schob es dann zu den anderen Kindern, die bereits auf sie zu warten schienen. Dann drehte sie sich zu mir um, unbemerkt schluckte ich einmal hart.

Sie hatte ein schmales, blasses Gesicht, Sommersprossen waren über ihr gesamtes Gesicht verteilt und ihre tiefbraunen Augen schienen zu glänzen. Ein geflochtener Kranz lag um ihren Kopf, der Kranz bestand aus mehreren Schichten, was darauf schließen ließ, dass ihr dunkelblondes-rotes Haar wohl ziemlich lang sein musste.

Ihre Wangen waren zartrosa, aber ich war mir sicher, dass es keine Schminke war, sondern vollkommene Naturschönheit. Sie trug ein weißes T-Shirt mit schwarzen Punkten, darüber eine schwarze Lederjacke und passend zu dem Oberteil trug sie eine schwarze Jeans. Ihre Füße steckten in schwarzen Stiefeln. Lässig vergrub sie ihre Hände in den Jackentaschen der Lederjacke und kam langsam auf mich zu.

Sie lächelte, während sie auf mich zukam, und

blieb dann vor mir stehen. „Wie heißt du?“, fragte sie mich, doch ich brauchte einen Moment, bis ich sie komplett verstand, ihre Stimme war dünn und leise, so als ob sie nicht oft reden würde.

Als ich nicht reagierte, setzte sie dazu an, mich erneut etwas zu fragen, doch ich fiel ihr ins Wort. „Könntest du das noch einmal wiederholen?“

Die Augenbrauen des Mädchens schossen nach oben, dann wurde ihr lächeln noch ein wenig breiter und sie streckte mir die Hand entgegen. „Mein Name ist Lotta und wie heißt du?“

Ich ergriff die Hand und schüttelte sie sachte. „Mein Name ist Lunis, ich komme aus Syrien.“

Sie betrachtete mich einen Augenblick lang und ihr Lächeln verblasste ein wenig. Dann schüttelte sie sie, lächelte und zog mich an meiner Hand zu einem Stand weiter hinten. An dem Tisch saßen zwei Jugendliche, ich schätzte sie ungefähr auf 17 oder 18.

Die zwei Jungs hatten beide braunes, verwuscheltes Haar und sahen Lotta auf eine seltsame Weise sehr ähnlich, also so wie Jungs Mädchen eben ähnlich sehen können. Ich glaubte, sie waren Zwillinge.

Lotta zog zwei Stühle heran, während die Jungs und ich Handschläge austeilten. Sie lächelten beide weiter, als sei das Lächeln festgetackert, doch ihre Augen lächelten nicht. Ich setzte mich ein wenig steif auf den Stuhl, während Lotta sich

mit ihrem vollen Körpergewicht auf den Stuhl plumpsen ließ.

„Na, wen hast du da Nettos mitgebracht?“, fragte der rechte Junge Lotta, während sie sich etwas aufrechter hinsetzte.

Sie ignorierte die Frage und wandte sich an mich. „Darf ich dir meine älteren Brüder und gleichzeitig die Leiter der Jugendgruppe vorstellen? Sie sind für Jungs und Mädchen im Alter von 16 Jahren zuständig. Das ist Leon“, sie wies auf den Rechten, „und das ist Leonard“, sie wies auf den Linken.

Beim genaueren Hinsehen vielen mir ein paar Unterschiede auf. Leonard hatte dichteres und helleres Haar, sein Gesicht war von Sommersprossen übersät und seine Augen waren strahlend blau, während Leon eher matt aussah. Sein Haar war eher trüb braun, sein Gesicht war blass und nicht so farbenfroh wie das von Leonard.

Lotta wandte sich an ihre Brüder. „So meine lieben Brüder, das ist Lunis, er kommt aus Syrien.“

Die beiden Jungs fragten mich noch ein wenig aus über meine Herkunft, meine Familie und wie lange ich schon hier in Deutschland war.

Lotta unterhielt sich noch mit ihren Brüdern und ich schnappte etwas auf von wegen „Pflegefamilie“ oder „zu wenig Familien“. Ich verstand nichts von alledem, aber ich wusste, dass ich fürs erste mein

Ziel erreicht hatte. Zum ersten Mal seit Wochen konnte ich einmal tief durchatmen.

Während sie sich unterhielten, drifteten meine Gedanken ab. Wären wir in einem Film gewesen, würde jetzt so ein Wusch-Geräusch im Hintergrund abgespielt werden.

Ich bin in einem kleinen Ort südlich von Damaskus geboren und aufgewachsen bis ich elf war. Ich hatte eine Mutter und einen Vater. Ich hatte ebenfalls vier Brüder und zwei Schwestern, passend dazu hatte ich auch noch viele Cousins und Cousinen. Vor ungefähr fünf Jahren sind wir geflohen.

Mein Vater hatte mich in den frühen Morgenstunden geweckt und mir nur noch schnell zugerufen, dass ich mich warm anziehen und meine liebsten Sachen einpacken sollte.

Nachdem ich mich angezogen hatte, packte ich einen Beutel mit meinen Habseligkeiten und eilte in die Küche. Dort stand bereits meine Mutter mit meinen Schwestern und meinen jüngsten Brüdern. Mein Zwillingbruder trampelte hinter mir die Treppe herunter, dicht gefolgt von meinem volljährigen Bruder und meinem Vater.

Und dann hörte ich es... Eine Bombe, beziehungsweise ein lauter Knall. Meine kleinen Brüder drängten sich dicht an meine Mutter, mein Vater ging, ohne zu zögern zur Tür und öffnete sie wortlos. Er war noch nie ein Mann großer Worte

gewesen.

Wir rannten alle nacheinander raus und dann los. Wir alle folgten meinem Vater, er schien zumindest zu wissen, wo es langging. Was mich jedoch irritierte, war, dass mein volljähriger Bruder mit meinen Schwestern zu unserem Wagen lief. Er startete den Wagen und raste mit meinen Schwestern davon.

Wir waren schon seit Tagen unterwegs, wir hatten uns schon bei zwei Grenzübergängen vorbeigeschlichen.

Aus Tagen wurden Wochen und aus Wochen wurden Monate. Wir hatten meine Mutter und meine kleinen Brüder in einem Zeltlager verloren. Meine Brüder hatten sich einen Grippevirus eingefangen und blieben in Italien mit meiner Mutter zurück.

Meinen Bruder hatten wir verloren, als es mitten in der Nacht anfing, Bomben zu regnen. Wir rannten weg... Doch mein Bruder blieb zurück.

Ich bin etwa weitere zwei Monate mit meinem Vater alleine unterwegs gewesen, bis wir der Polizei in die Arme gelaufen sind.

In der Zelle, die wir uns geteilt hatten, sagte mein Vater nur ein paar Worte zu mir: „Lunis, du musst bis nach Deutschland kommen, dort wird man dir helfen können.“

Ich nickte nur, kurze Zeit später bin ich bei einem spektakulären Fluchtversuch von der

polnischen Polizeiwache geflohen. Von Polen aus über die Grenze bis nach Deutschland rein und von da aus bin ich in ein Waisenhaus gekommen. Dort bin ich aufgewachsen und ja, jetzt bin ich 16 und versuche immer noch zu einer Pflegefamilie zu kommen. Ja, jetzt sitze ich hier und habe mehrere Jahre in meiner Vergangenheit verbracht.

Ich blickte auf. Lotta stand vor mir und lächelte mich an. Sie reichte mir die Hand, ich ergriff sie und erhob mich langsam.

Kapitel 2: Lotta

Als ich Lunis das erste Mal sah, machte er einen erbärmlichen, aber gleichzeitig lässigen Eindruck. Wie er so dastand, die Hände in den Jackentaschen seiner abgetragenen Jeansjacke, machte er einen coolen Eindruck.

In seiner Jeansjacke waren Löcher, sein T-Shirt war verschmutzt, ein schwarzer Gürtel hielt eine löchrige und von Staub bedeckte Jeans oben zusammen. Ich bin sicher, sie wäre ihm sonst runtergerutscht.

Er sah unglaublich müde aus. Ich ging auf ihn zu und setzte ein Lächeln auf, erfahrungsgemäß waren die Leute offener, wenn man sie anlächelte.

Ich brachte Lunis zu meinen Brüdern, da diese

für Jugendliche ohne Eltern oder Verwandte zuständig waren. Nachdem meine Brüder Lunis über seine Herkunft, seine Familie und seinen gesundheitlichen Zustand ausgequetscht hatten, brachte ich ihn in das Jugendviertel.

In dem Jugendviertel waren Jugendliche ohne Eltern oder Verwandte untergebracht, sie blieben meistens nur ein oder zwei Wochen, da sich das Jugendamt um sie kümmerte und sie möglichst schnell an eine Pflegefamilie oder in eine WG-Einrichtung weitergegeben wurden.

Wir verließen die große Halle in der hauptsächlich 12- und 13-Jährige oder welche mit Krankheiten untergebracht waren. In den anderen neun waren 15- bis 18-Jährige untergebracht und auch die Küchen, der Speisesaal, die Toiletten und die Duschen befanden sich hier.

Dann gingen wir an einem Spielplatz und einem Skaterplatz vorbei, dort sahen wir vier Jungs. Sie saßen auf einer der Rampen und unterhielten sich.

Einer der Jungs nickte mit seinem Kopf zu mir und alle schwangen sich nacheinander von der Rampe und kamen zu mir und Lunis rüber. „Hey, na wen hast du denn da angeschleppt?“, fragte Tony, der Anführer und größte der Bande. Er reichte Lunis die Hand für einen freundschaftlichen Handschlag und auch die anderen schlugen nacheinander ein.

„Jungs, das ist Lunis“, sagte ich zu den

Jungen.

„Kannst du Skateboard fahren?“, fragte Tony Lunis. Lunis nickte.

„Jungs, ich weiß, ich verderbe euch den Spaß, aber vielleicht sollten wir Lunis erstmal zeigen, wo er schlafen wird.“ Alle Jungs nickten einstimmig und während sich die fünf schon eifrig über Fußball unterhielten, steuerten wir auf die letzte Werkhalle zu.

Das große Tor der Werkhalle war mit beiden Torflügeln geöffnet. Wenn man die Torflügel schloss, sah man ein Graffiti, das in einem Ferienprojekt entstanden ist.

Ich blieb im Eingangstor stehen und die Jungs liefen einfach an mir vorbei, sich weiter unterhaltend. Nur Lunis drehte sich noch einmal zu mir um und nickte mir zu. Ich nickte zurück und lächelte kurz. Meine Arbeit hier war getan, ich drehte mich um und ging zurück zur ersten Werkhalle.

Am Abend saß ich in der Bahn auf dem Weg nach Hause, ich hatte meinen Kopf an die Fensterscheibe gelehnt und hörte Musik. In der anderen Sitzgruppe saßen fünf oder sechs Jugendliche und brüllten laut herum. Ich war mir sicher, diese Jungs hatten heute Abend schon etwas zu viel getrunken. Unter den Jungs entdeckte ich auch zwei oder drei Mädchen. Je lauter sie wurden, umso lauter wurde

auch meine Musik.

Ich wohnte ganz weit außen, am letzten Zipfel der Stadt. Dort, kurz bevor ein dichter Wald losgeht, steht ein Haus, besser gesagt eine Villa. Die Villa war in einem sanften Beige gehalten und hatte viele schwungvolle Bogenfenster und eine noch beeindruckendere Tür. Das Haus wurde von Efeuranken geschmückt, welche bis fast unters Dach reichten.

Es war umrahmt von einem großen Garten, einer Mauer und einem großen, stählernen Tor mit reichlichen Verzierungen.

Ich schloss das Tor auf und schritt zügig die Auffahrt herunter. Das große Portal wurde bereits von einer unserer Haushälterinnen aufgehalten.

„Guten Tag, Betti“, sagte ich, während sie die Tür hinter mir schloss und mir dann meine Jacke abnahm. Sie lächelte mich mit einem gütigen Lächeln an und entfernte sich dann in die Küche. Ich lächelte ihr hinterher und stieg langsam die große Haupttreppe hoch.

Die Haupttreppe führte bis in den ersten Stock und ging von dort über in eine etwas weniger elegante Wendeltreppe.

Die hohen Decken mit Malereien hinterließen einen eleganten Eindruck. Ich lief die Treppe rauf und öffnete die Tür meines Zimmers. Im Gegensatz zum Rest des Hauses hatte ich mein Zimmer in einem gelben Ton gehalten. Ich warf mich auf mein großes

Bett und schaute mir meine von Planeten überzogene Decke an.

Ich setzte mich wieder auf und ließ meinen Blick schweifen. Mein Bett schmückte die Mitte des Raumes, es stand ins Zimmer rein, aber im Weg stand es nicht. Direkt gegenüber von meinem Bett war eine Tür, die ins angrenzende Bad führte, welches ich mir mit meinen Brüdern teilte. Gegenüber der Zimmertür war eine Art abgetrennter Raum.

Er hing wie ein Balkon vor meinem Zimmer, die Wände waren komplett verglast. Schwere, orangene Vorhänge hingen dort und vor der Glaswand stand auch mein Schreibtisch. Neben dem Schreibtisch standen eine Kommode, eine Staffelei und ein großes Regal, in dem Blätter, Acrylfarbe und Leinwände enthalten waren.

An der gelben Wand, in die meine Tür eingelassen war, waren bunte Vögel gemalt. An der anderen Wand stand ein Klavier, daneben hing eine Geige, daneben stand eine Gitarre und wiederum daneben ein Cello. Neben der letzten Wand, der mit der Tür, befand sich noch eine Schiebetür, die in mein Ankleidezimmer führte.

Ich ließ mich zurück auf mein Bett fallen und dachte nach. Lunis war ein Waisenkind, er war sechzehn und somit minderjährig. Er durfte zu einer Pflegefamilie gehen, er war nicht krank oder so und konnte dementsprechend direkt zu einer

Familie. Dann würde er zu einer Familie kommen, den Antrag und diesen gesamten Papierkram für die Adoption würden meine Brüder stellen. Jetzt musste nur noch eine Familie ihn nehmen.

Ich rollte mich zur Bettkante und ließ mich auf den Teppich vor meinem Bett fallen. Ich streckte meine Hand aus und musste resigniert feststellen, dass ich immer noch keine magischen Kräfte entwickelt hatte. Ich seufzte und erhob mich schwerfällig vom Teppich, langsam ging ich auf meine Kommode zu, wo meine Handtasche lag. Ich öffnete sie und zog mein Handy heraus. Während ich meine Nachrichten checkte, setzte ich mich langsam auf mein Bett.

Nachdem ich die Nachrichten gelesen hatte, setzte ich mich an meinen Schreibtisch, schaltete ein Hörbuch an und fing an zu zeichnen. Ich zeichnete unterbewusst das Gesicht von Lunis, während ich träumte, flog mein Bleistift nur so übers Papier.

Kurze Zeit später wurde ich aus meinen Tagträumen gerissen, als eine der Bediensteten mir Bescheid gab, dass das Abendessen fertig sei.

Ich aß, so wie fast immer in den Ferien, alleine zu Abend. Ich konnte nicht behaupten, dass ich viel gegessen hatte. Abends zog ich mich zurück in mein Zimmer, zeichnete noch ein wenig an dem Bild von Lunis weiter und nahm mir dann meinen Schlafanzug.

Ich zog mir mein dunkelrotes Top an und dazu eine rot-weiße Schwimmshorts. Ich setzte mich vor meinen Frisiertisch und zog langsam die Haarnadeln aus meinem geflochtenen Kranz. Behutsam öffnete ich meine geflochtenen Haarsträhnen und gerade als ich meine Bürste in die Hand nahm, klopfte es an der Tür.

Meine Mutter öffnete die Tür und steckte ihren Kopf vorsichtig durch den Türspalt. Ihr langes Haar viel über ihre Schulter, ihr Haar war dunkelrot und sehr gelockt, genau wie meins. Ihre Augen waren klar grün und ihr rotgeschminkter Mund verzog sich zu einem Lächeln. Sie trat komplett ein und schloss langsam die Tür hinter sich. Sie trat auf mich zu und ich bewunderte mal wieder, wie sie es schaffte, dabei auszusehen, als ob sie schwebte.

Meine Mutter nahm mir die Haarbürste aus der Hand und fing an mein langes Haar zu kämmen. „Wie war es heute?“, fragte sie und ich lächelte besonnen, während ich begann meiner Mutter von Lunis zu erzählen.

Während ich weiter berichtete, verzog sich der Mund meiner Mutter zu einem Lächeln. Sie hörte mir bis zum Ende zu, während sie die vordere Hälfte meiner Haare zurück flocht. Als ich fertig war, schmunzelte sie.

„So, jetzt habe ich dir noch etwas zu erzählen. Von diesem Lunis, vom dem du mir erzählt hast. Ich

schätze, er ist der Gleiche, von dem ich die Adoptionsformulare ausgefüllt habe. Morgen zieht er bei uns ein.“

Ich sprang auf und sah meine Mutter fassungslos an. „Wieso? Wieso hast du ihn adoptiert?“

„Deine Brüder haben mich heute Nachmittag angerufen und haben mir erzählt, dass du ziemlich begeistert von diesem Jungen warst.“ Ich spürte, wie mir Röte in die Wange stieg. „Und sie haben mir erzählt, dass die Familie von Lunis überall verteilt ist und es nicht so aussieht, als ob sie vor dem 18. Lebensjahr hierherkommen würden. Deswegen habe ich beschlossen ihn zu adoptieren und morgen wird er bei uns einziehen.“

Ich seufzte resigniert und ließ mich auf mein Bett fallen. „Du hast also einen Jungen adoptiert, der genauso alt ist wie ich und wahrscheinlich erwartest du jetzt von mir, dass ich ihn wie einen Bruder behandle.“

Mein Blick glitt zu meinem Kalender, in einer halben Woche würde die Schule wieder losgehen, ich würde in die neunte Klasse kommen und jetzt kam auch noch Lunis daher und meinte, meine Gefühle Achterbahn fahren lassen zu müssen!

Ich ließ mich auf mein Bett fallen und meine Mutter schmunzelte. Sie deckte mich zu und drückte mir einen Kuss auf die Stirn. „Du wirst sehen, so schlimm wird es gar nicht werden.“

Ich verdrehte die Augen, rollte mich zusammen

und sah meiner Mutter zu, wie sie den Lichtschalter betätigte. Ich schloss die Augen und schlief mit dem Gedanken an Lunis schwarze Augen ein.

Kapitel 3: Lunis

Tony hatte mir, mit seinen anderen Kumpels, Avis, Adam und Elvio, die Jugendhalle gezeigt. Sie war in der Länge getrennt, rechts die Mädchen, links die Jungs.

Tony, Avis, Adam und Elvio zeigten mir erst ihr Schlaflager. Dort lagen viele Isomatten und Schlafsäcke sowie Feldbetten. Die Jungs drückten mir eine Isomatte und einen Schlafsack in die Hand. Als wir uns fertig eingerichtet hatten und ich mir neue Kleidung von Tony ausgeliehen hatte, gingen wir rüber in den Mädchentrakt.

Nacheinander wurden mir drei Mädchen vorgestellt. Elsy, sie war klein und hatte lange blonde Haare. Linas, sie war sehr groß und stämmig gebaut und Tonia, die Zwillingsschwester von Tony. Sie war durchschnittlich und brünett.

Wir setzten uns im Kreis auf die Isomatten der Mädchen und fingen an, uns gegenseitig zu erzählen, wo wir herkamen und was wir uns von Deutschland erhofften. Schnell fand ich heraus, dass vor allem die Mädchen eine schulische

Laufbahn anstrebten und dass sie sich eine gute Karriere erhofften. Die Jungs dachten ähnlich, auch wenn viele nicht davor zurückschrecken, einen Ferien- und Wochenendjob anzunehmen.

Etwa gegen elf Uhr abends kamen Leon und Leonard, um noch einmal vorbeizuschauen. Gleichzeitig schienen sie auch noch eine Nachricht für uns zu haben. Sie gesellten sich zu uns und nahmen sich jeweils eine Flasche Limo.

„Also, ihr scheint irgendetwas sagen zu wollen“, bemerkte Tonia spitz. Sie war ein vorlautes Mädchen, das hatte ich ziemlich schnell bemerkt.

Leon und Leonard grinnten bei Tonias spitzen Bemerkung und antworteten mit einem Grinsen zu mir: „Ja, unser Lunis hier, wurde bei einer Pflegefamilie aufgenommen. Ich sag´s mal so: Herzlich Willkommen in der Familie!“

Leon und Leonard grinnten weiter, während ich nur einen einzigen Gedanken denken konnte. *Ich werde mit Lotta zusammenleben.*

Ich musste wohl ziemlich benommen aus der Wäsche geschaut haben, denn alle begannen zu lachen und Leon klopfte mir auf die Schulter, während er sich mit seinem Bruder zusammen erhob.

„Na dann, wünsch ich mal noch ´ne gute Nacht allerseits und treibt´s nicht zu bunt“, sagte Leonard, als er und sein Bruder die Fliege machten.

Kurz darauf wurden wir von den Mädchen

achtkantig aus ihrem Gebiet geschmissen und in den Jungstrakt verbannt. Dort zogen wir uns alle in den Toiletten um und stiegen einträchtig in die Schlafsäcke. Bald schon vernahm ich ein Schnarchen von rechts und eins von links.

Ich schloss die Augen und ließ meine Gedanken kreisen. Da waren mein Vater, meine Mutter, mein volljähriger Bruder, meine Schwestern und meine kleinen Brüder. Ich wusste nicht, wie es ihnen ging. Ich wusste nicht, ob ich sie je wieder sehen würde. Und ich wusste nicht, ob ich Angst hatte oder ob ich verzweifelt war.

Dann war da noch Lotta - hübsch, gutaussehend und die Tatsache, dass ich meine nächsten Lebensjahre, bis zu meinem achtzehnten Geburtstag, mit ihr zusammenleben musste. Ich versuchte mein wild pochendes Herz, welches ich bekam, als ich mir das Bild von heute Nachmittag von ihr ins Gedächtnis rief, zu ignorieren. Ich würde meine Gefühle zurückhalten müssen, ich würde mit ihr in einem Haus leben. Dort waren auch noch ihre Eltern und ihre Brüder.

Wahrscheinlich findet Lotta mich noch nicht einmal interessant, sondern einfach nur wie einen ganz normalen Jungen, den ihre Eltern adoptiert haben. Langsam drifteten meine Gedanken weg und das Letzte, woran ich dachte, waren Lottas karamellbraune Augen mit leicht goldenen Sprenkeln.

Kapitel 4: Lunis

Am nächsten Morgen wurde ich nach dem Frühstück von einem kleinen Mercedes abgeholt. Nacheinander klopfen mir Tony, Adam, Avis und Elvio auf die Schulter. Tony murmelte zum Abschied: „Hey, wir haben uns zwar nicht lange gekannt, aber du bist voll okay. Lass mal von dir hören und treib in unseren Namen Lotta ein wenig in den Wahnsinn.“

Ich grinste, während ich einstieg und langsam rollte der Mercedes von dem großen Vorplatz der Werkhallen. Kaum zu glauben, ich war noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden hier und schon kam ich wieder weg. Ich hatte das dringende Gefühl, dass Lotta ihre Hände da im Spiel gehabt hatte oder ihre Brüder oder alle drei zusammen.

Wir fahren lange. Ich schätzte, eine Dreiviertelstunde oder so. Kein Wunder, wir mussten anscheinend durch die ganze Stadt. Es war ein ganz normaler Wochentag, denn wo man nur hinkam, überall hupten und drängelten Autofahrer.

Lotta schien mit ihrer Familie etwas außerhalb, in der nobleren Gegend der Stadt, zu wohnen. Die Häuser standen hier in reichlichem Abstand zueinander. Die Grundstücke waren groß, die Häuser ebenfalls und jede Familie schien mindestens drei Autos zu besitzen.

Wir fuhren in die letzte Einfahrt einer langen Straße ein. Kurz wurde der Motor gedrosselt, da wir warten mussten, bis ein großes prächtig verziertes Tor sich öffnete. Als ich das Haus sah, stockte mir der Atem.

Es hatte mindestens drei Obergeschosse, ein Erdgeschoss und wahrscheinlich noch einen riesigen Dachboden. Das Haus war in einem angenehmen Beige gehalten und ab und zu sah man kleine Ausbeulungen in der Wand. Die Villa zeugte davon, dass sie alt war, aber wahrscheinlich schon einmal einen neuen Anstrich bekommen hatte.

In einer dieser Ausbeulungen, im dritten Stock, sah ich jemanden stehen. Ich erkannte sie auf Anhieb, nur sah sie anders aus als gestern.

Lotta hatte ihr Haar offen, gekleidet war sie in einen dunkelroten Seidenmantel auf dem kleine weiße Punkte abgebildet zu sein schienen. Der Seidenmantel schien so etwas wie ein Morgenmantel zu sein, denn ihr Haar wirkte noch ziemlich verstrubbelt. Als sie bemerkte, dass ich sie ansah, drehte sie sich schnell um und zog die orangen Vorhänge zu.

Ich stieg grinsend aus dem Wagen und ging Leon und Leonard entgegen. Die beiden standen in der Tür und begrüßten mich mit Handschlägen.

Als ich eintrat, schien ich in einer Art Ahnengalerie zu stehen. Der Flur, wenn man ihn überhaupt als diesen bezeichnen konnte, war groß.

Fast so groß wie ein Saal. Die linke Wand sah aus, als würde ein Wasserfall an ihr herabfallen und an der Rechten schien ein abgetrennter Raum zu sein, den man durch eine Schiebetür erreichen konnte.

Aus genau dieser Schiebetür trat soeben ein Mann heraus, ich schätze ihn auf Ende vierzig. Er sah fast genauso aus wie die Zwillingbrüder, doch hatte er nicht die gleichen hellen blauen Augen, sondern karamellbraune, wie die von Lotta.

Er lächelte, als er mich erblickte. Um seine Augen erschienen kleine Lachfältchen. Er streckte mir die Hand entgegen: „Hallo, ich bin Levis, du musst Lunis sein. Meine Frau hat schon von dir berichtet und meine Tochter schien ziemlich angetan von dir zu sein, laut meiner Frau“, bei dieser Bemerkung zwinkerte Levis.

Ich spürte, wie ich leicht errötete, doch Levis lachte nur laut auf und klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter. Der Mann war mir sympathisch. Levis verließ das Haus sehr schnell, er faselte irgendetwas von wichtigen Meetings oder so.

„Also, herzlich willkommen bei uns zu Hause“, zwinkerte einer von den Zwillingen. Vielleicht Leonard oder nein, doch Leon? Ich wusste es nicht!

Nachdem ich mich meiner Jacke und meinen Schuhen entledigt hatte, folgte ich den Jungen den endloslangen Flur hinunter. Im Vorbeigehen sah ich mir den Wasserfall an und blickte mich auch sonst

um.

Der Ankleideraum für Jacken und Schuhe war ein abgetrennter Raum. Von außen war die Wand liebevoll mit Malereien und Bildern geschmückt, die zum Teil gemalt und zum anderen Teil fotografiert wurden. Auf den Fotos waren häufig Lotta und ihre Brüder abgebildet. Leon schien eine große Liebe zum Springreiten zu haben, während Leonard wohl eher in den kreativen Bereich mit Schreiben und Bleistiftzeichnen abgetaucht war. Er schien damit Erfolg zu haben. Lottas Bilder jedoch waren der Super-Gau.

Wie man den Bildern unschwer entnehmen konnte, hatte sie anscheinend schon zwei Oscars für zwei Filme kassiert. Sie hatte den Jugendliteraturpreis und den Gebrüder-Grimm-Preis gewonnen. Sie schien ebenfalls in der Musik sehr erfolgreich zu sein, denn häufig konnte man Bilder von ihr am Cello, mit einer Geige oder am Klavier sehen. Die Bilder schienen alle von Auftritten zu stammen, denn Lotta war auf den meisten Bildern in schwarz gekleidet. Im Hintergrund sah man häufig ein Orchester oder eine Bühne. Sie schien ebenso für sämtliche edlen Marken zu modeln. Was mir jedoch auf jedem Bild auffiel, war, dass ihr Haar immer geschlossen war, auch auf den privaten Bildern.

Am Ende des Flures stiegen wir eine große, marmorne Treppe herauf. Wir kamen in den ersten Stock und bogen dort nach rechts ab. Wir betraten,

durch eine offenstehende Tür, ein lichtdurchflutetes Wohnzimmer. Der Kamin war groß, die Fenster gingen bis zum Boden und die Sofas waren in einem eleganten und hellen Grauton gehalten.

Auf einem dieser Sofas saß eine durchschnittliche Frau. Sie hatte langes, gelocktes, dunkelrotes Haar. Sie erinnerte mich sofort an Lotta, doch war sie es nicht. Die Frau erhob sich lächelnd und jetzt wurde mir erst bewusst, wie stark sie Lotta doch glich.

Sie waren beide relativ schlank, hatten beide ein eher rundes Gesicht und schienen viel zu lächeln. Auch bewegte sich die Frau mit einer untrüglichen Eleganz durch den Raum, als wäre sie nicht von dieser Welt. Doch im Gegensatz zu Lottas Augen, waren ihre klargrün und ihr dunkelrotes Haar ergraute schon ein wenig an den Schläfen. Doch das Lächeln war dasselbe.

Sie kam auf mich zu geschwebt und nahm mich fest in die Arme. Genau wie ihre Tochter war sie nicht groß und ich überragte sie fast um einen Kopf.

„Es freut mich, dich kennenzulernen. Wie ich dem Stimmengewirr von gerade eben entnehmen konnte, hast du meinen Mann auch schon kennengelernt.“ Ihre Stimme war seidenweich, doch nicht so leise wie die von Lotta.

„Es freut mich auch, Sie kennenzulernen.“, antwortete ich, doch sie rügte mich direkt.

„Es heißt nicht 'Sie', sondern Marianna. Wir sind jetzt eine Familie, du musst uns nicht siezen. Wir duzen uns alle, sogar unsere Bediensteten.“

Marianna zwinkerte, während sie uns, durch eine verglaste Schiebetür an einem Tisch vorbei, in eine offene Küche führte.

Die Küchenzeile war normal gehalten und in der Mitte stand eine Arbeitsfläche, an der sechs Hocker standen. Leon und Leonard setzten sich auf die Hocker und ich gesellte mich zu ihnen. Marianna begann in der Küche herumzuhantieren, während wir plötzlich ein Trampeln von oben hörten.

Im nächsten Moment trat eine miesgelaunte Lotta in die Küche. Mit nichts bekleidet außer dem Top und der Schlafshorts, die ich schon gesehen hatte. Ihr Morgenmantel flatterte hinter ihr her, als sie um die Arbeitsplatte herum zum Kühlschrank stapfte. Sie riss den Kühlschrank auf, nahm sich die Milch, knallte den Kühlschrank wieder zu, schnappte sich eine Schüssel und nahm sich Müsli. Sie schüttete sehr energisch das Müsli sowie die Milch in die Schüssel und begann rasend schnell zu essen. Marianna lächelte milde und setzte sich neben ihre Tochter, während sie uns jeweils einen Teller mit zwei Toastbroten zuschob.

Leon wandte sich weise lächelnd an mich: „An diese Morgenlaunen musst du dich gewöhnen. Kann

auch sein, dass sie dich einmal um fünf Uhr morgens aus dem Bett schmeißt, weil sie möchte, dass du vor ihr ins Bad gehst." Beide Brüder zwinkerten mir zu und ich musste hart schlucken.

Lotta schien ein temperamentvolles Mädchen zu sein.

Kapitel 5: Lunis (ein Jahr später)

Ich stand vor meinem Kleiderschrank und überlegte, was ich anziehen sollte. Ich entschied mich für ein Hemd, eine coole Jeans, schwarze Sneaker und eine schwarze Lederjacke.

Nachdem ich mich angezogen hatte, stieß ich die Tür zum Bad auf. Ich steuerte auf den Spiegel zu, doch dort stand schon jemand. Lotta.

Sie hatte ihre vorderen Haare kunstvoll zurückgesteckt, dennoch schien es zu halten. Anders als Frisuren, die sich bei einem einzigen Hüpfen lösten. Gerade steckte sie eine letzte Blüte in ihrem Haar fest, als ich neben sie trat. Mein Herz begann unwillkürlich schneller zu schlagen, als sie einen Schritt zur Seite trat, damit ich auch etwas im Spiegel sehen konnte.

Ich griff nach der Tube Haargel und Lotta griff gleichzeitig nach ihrer Wimperntusche. Unsere Hände berührten sich kurz und uns beiden schoss die Röte in die Wangen. Die Stimmung im Bad war

angespannt. Wir standen beide still vor dem Spiegel und versuchten, dem anderen so viel Platz wie möglich zu geben. Wir bemühten uns, uns auch nicht gegenseitig zu berühren.

Ich hatte mich das Jahr über daran gewöhnt, Lotta nur in Unterhemd und Unterhose zu sehen, genau wie jetzt. Im Grunde genommen war es so, als ob ich sie im Badeanzug sehen würde.

Lotta wurde etwas schneller fertig als ich und verschwand wieder in ihrem Zimmer.

Ich betrachtete mich noch einmal im Spiegel und schob eine Haarsträhne an die Stelle, wo sie hingehörte. Dann stieß ich schwungvoll die Tür zum Flur auf und ging fröhlich pfeifend die Wendeltreppe in die Küche hinunter.

In der Küche saßen Lottas Brüder, ihr Vater und ihre Mutter. Die Brüder waren beide in einem lässigen Outfit gekleidet.

Ihr Vater war, wie üblich, elegant gekleidet, doch Lottas Mutter übertraf alle. Ihr Haar war in einem kunstvollen Knoten verschlungen und darauf sah man bunte Blumen und einen Schmetterling. Ihr Kleid war übersät mit bunten Blumen und Schmetterlingen, doch es wirkte keinesfalls altmodisch. Ihre Sandalen waren hochhackig und eine kleine Handtasche hing über ihrer Schulter.

Wir gingen alle nach unten in die Eingangshalle und warteten dort auf Lotta. Nach fünf Minuten schwirrte sie die große Treppe herunter, mir

stockte der Atem.

Sie trug ein Kleid, welches an den Ärmeln abgeschnitten war, und dass man vorne zuknöpfen konnte. Ein dunkelroter schmaler Gürtel schloss sich um ihre unmenschlich schlanke Taille. Das Kleid war obenrum rot und lief über in ein rosa.

Sie düste die Treppe herunter, als ob sie einen Marathon laufen würde.

„Lauf langsam!“, sagte Marianne wohlwollend und hielt ihrer Tochter ihre hellbraunen Sandaletten und die schwarze Lederjacke entgegen. Sie bedankte sich und zog schnell ihre Klamotten an, während wir auf einen Wagen zusteuerten.

Ich saß hinten und schaute aus dem Fenster. Ich dachte an das letzte Jahr und musste lächeln. Im letzten Jahr waren um Weihnachten mein älterer Bruder und meine Schwestern angekommen und um Ostern herum hatten wir nicht nur Lottas Geburtstag gefeiert, sondern auch die Ankunft meiner Mutter, meines Vaters und meiner kleinen Brüder. Wir waren nur nicht zusammengezogen, da mein älterer Bruder und meine Schwestern sich entschieden hatten, hier in Deutschland weiter zu studieren und nach Hamburg gezogen sind.

Meine kleinen Brüder, meine Mutter und mein Vater waren noch in einer großen Unterkunft untergebracht, da sie noch keine Asylberechtigung erhalten hatten.

Seitdem kam ich häufiger dorthin und deswegen

freute ich mich insbesondere auf das heutige Sommerfest.

Ich war letztes Jahr häufig auf dem Gelände gewesen, nicht nur wegen meiner Familie, sondern auch wegen Tony und seiner Gang. Ich war auch für die Kinder zuständig, für die Essensausgabe aber auch als Dolmetscher konnte ich fungieren.

Mit Lotta war ich nicht weitergekommen. Naja, es sei denn, man sah meine vorangehende Verliebtheit als Fortschritt an.

Kapitel 6: Lotta

Der Nachmittag verflog schnell, ich hatte viel Spaß. Meine Aufgabe war es gewesen, mit den Kindern Spiele zu spielen und Essen und Getränke zu verteilen.

Später, als die kleinen Kinder schon im Bett waren, wurde die Musik aufgedreht und Paare begannen zu tanzen. Ich entfernte mich ein wenig und begann Lunis zu beobachten. Er stand dort mit seinem ältesten Bruder, der für ein Wochenende hierhergekommen war. Beide lachten über etwas, wahrscheinlich über einen Witz.

Als die Sonne zu sinken begann und die Musik langsamer wurde, entfernte ich mich ein Stück von der Gesellschaft. Ich lief von dem Parkplatz herunter und quer über die Straße. Dahinter lag

ein Feld, in das ich direkt hineinlief.

Das Getreide ging mir bis zur Hüfte und meine Hände strichen sanft dadurch. Dort stand ich nun und blickte den rotglühenden Feuerball an.

Die Wolkenschleier waren rosa gefärbt und ich beobachtete ein paar Vögel, die vor der Sonne vorbeiflogen.

Ich hörte hinter mir Schritte, doch ich drehte mich nicht um. Ich wusste sofort, wer hinter mich trat. Es konnte nur einer sein. Lunis.

Er stellte sich neben mich und schwieg. Nach fünf Minuten brach ich das Schweigen: „Ich mag Sonnenuntergänge, sie sind so rosa.“

Lunis nickte nur und erfasste meine Hände. Langsam begann er zu tanzen und mich mitzuziehen. Wir ließen uns führen von der leisen, zarten Musik, die zu uns herüber wehte. Langsam begannen wir, uns zu bewegen. Wir wurden schneller und Lunis wirbelte mich nur so über das Getreidefeld. Als das Lied endete, blieben wir voreinander stehen. Ich blickte in die tiefschwarzen Augen von Lunis und ich musste meinen Kopf in den Nacken legen, um ihn anzusehen. Er beugte sich zu mir herunter und dann...

Kapitel 7: Lunis

... trafen unsere Lippen aufeinander, irgendetwas

in mir schien zu explodieren und mein kleines Ich, in meinem Gehirn, begann wild aufzuschreien und zu tanzen.

Wir lösten uns voneinander und stellten uns der Sonne entgegen. Lotta legte ihren Kopf auf meine Schulter und ich bettete meinen auf ihren. Jetzt hatte ich wirklich alles. Jetzt war ich hier angekommen. Jetzt konnte das Leben wirklich beginnen.

Epilog

So, wie es Lunis erging, ergeht es vielen Jungen und Mädchen auf dieser Welt. Sie müssen fliehen, verlieren ihre Familie und werden krank.

Viele wissen nicht, wie schlimm so eine Flucht ist. Viele können den Tatsachen nicht in die Augen sehen und viele können, oder wollen nicht das Leiden sehen, welches anderen Kinder widerfährt.

Lunis und Lotta gehen zusammen einen Weg und halten stets zusammen.

Auch wenn Lunis aus einem anderen Land kommt, auch wenn er einer anderen Religion angehört, wird er von Allen wahrgenommen und beachtet.

Viele Kinder und Jugendliche haben nicht das Glück, direkt zu einer Familie zu kommen, sondern sind häufig mehrere Wochen oder Monate in einem Flüchtlingslager untergebracht.

Flüchtlingslager sind zwar beheizt oder klimatisiert und haben ein Dach, dennoch ist es keine Dauerlösung.

Viele Familien teilen sich eine Halle und es ist laut und überfüllt, häufig mangelt es an Klamotten oder Spielsachen für Kinder in unserem Alter.

Gerade jetzt, in dieser schwierigen Zeit, ist es wichtig, diese Familien zu unterstützen.

Manchmal hilft eine einfache Kleiderspende oder ein altes Playmobilhaus oder Spielauto.

Manchmal hilft ein kleines Geschenk, um einem Menschen eine Freude zu machen.

Es ist nicht nur wichtig, Geschenke zu bekommen, sondern auch Geschenke zu geben.

Ida Scheld: Die verrückte Welt

Die warme Sonne schien mir ins Gesicht. Ich fühlte mich geborgen und beschützt. Dies änderte sich aber schlagartig, als laute Rufe die Stille unterbrachen.

„MIKA, du musst zur Schule!!!“, ich erkannte die Stimme sofort, meine Mutter.

Ich mühte mich aus dem Bett, da es noch sehr früh war. Ich zog mich an und machte mich dann auf den Weg zum Frühstück.

Meine Mutter und mein Vater erwarteten mich schon: „Da bist du ja endlich.“, sagte meine Mutter hektisch, während sie mir das Essen für die Schule machte, „beeil dich, dein Vater wird dich mit zur Schule nehmen.“

Ich sah meinen Vater an, der nur müde in seine Zeitung blickte. „Nein, nein. Alles gut, ich gehe zu Fuß.“ Ich war etwas überrascht, dies aus meinem eigenen Mund zu hören, da ich eigentlich immer meckerte, wenn ich zur Schule laufen musste. Aber an diesem Tag sah ich, dass mein Vater total kaputt von seinen ganzen Überstunden war. Meine Eltern hatten nämlich sehr aufregende und vor allem zeitaufwendige Berufe.

„Danke Liebes, mir geht es heute tatsächlich nicht so gut.“, sagte mein Vater mit einem Hauch von einem Lächeln auf dem Gesicht.

„Okay. Dann musst du dich jetzt aber RICHTIG beeilen!“, sagte meine Mutter. „Sieh doch nur auf die Uhr. Es ist schon viertel vor acht!“.

Mit einem Schrecken sah ich auf die große hölzerne Uhr in unserer Küche. Tatsächlich, ich musste schon in einer Viertelstunde in der Schule sein! Ich rannte wieder in mein Zimmer und machte mich schnell wie der Blitz fertig. Jedoch war ich nicht ganz so schnell, wie ich hoffte. Es war unglaublich schwer, meine langen roten Haare zu bändigen. Als ich schließlich fertig war, rief ich noch schnell meinen Eltern „Bis nachher“ zu und schloss die Haustür. Meine Mutter rief mir noch etwas Unverständliches zu, aber da war ich schon aus der Tür.

Schnell fiel mir jedoch ein, dass ich ganz vergessen hatte, mein Essen einzupacken. Leider war es zu spät, um noch einmal zurück zu rennen und so entschloss ich mich kurzerhand, eben etwas beim Bäcker zu kaufen.

Leider hatte ich jedoch doppeltes Pech. Gerade als ich meine Essensbestellung runter gerattert hatte, sah ich, dass eine sehr alte Frau mich bediente. Diese ging seelenruhig los, um meine Bestellungen zusammenzupacken. Verzweifelt sah ich mich um, um mich abzulenken, als mir ein Junge in meinem Alter auffiel.

Er trug eigentlich ganz normale Kleidung. Das Besondere an ihm waren seine feuerroten Haare. Und

ich meine nicht meine leicht roten Haare. Diese Haare des Jungen waren wirklich wie Feuer. Kurzzeitig dachte ich sogar kleine Flammen zu sehen.

Als ich jedoch diesen Gedanken schnell wieder verscheuchte, sah ich, dass dem Jungen ein kleiner Gegenstand aus der Tasche fiel. Dieser bemerkte es aber nicht und lief weiter. Mittlerweile hatte die alte Frau mein Essen eingepackt und ich bezahlte schnell. Als ich alles verstaut hatte, rannte ich hinaus.

Tatsächlich lag auf dem Gehweg immer noch der Gegenstand. Ich ging näher heran und sah, dass es ein sehr auffälliger Schlüssel war. Ich hob ihn auf und sah ihn mir genauer an. Plötzlich fiel mir ein, dass ich den Schlüssel natürlich dem Besitzer wiedergeben musste. Also ging ich in die Richtung, in die der Junge gerannt war. Dass ich eigentlich zur Schule musste, vergaß ich vollkommen.

Als ich eine Weile gegangen war, sah ich den Jungen tatsächlich noch hinter einer Ecke verschwinden. Ich ging schneller, um den Jungen nicht zu verlieren. Jedoch blieb ich wie angewurzelt stehen, als ich sah, wie der Junge einen Schlüssel, wie ich einen gefunden hatte, in die Mauer schob und ihn umdrehte. Nur wenige Sekunden später, öffnete sich ein Loch in der Wand und der Junge stieg hindurch.

Gefühlte Stunden vergingen, bis ich mich wieder

bewegte. Mein Kopf platzte fast, so viele Gedanken schwirrten herum. Ich brauchte ein bisschen, bis ich alles verarbeitete. Ohne drüber nachzudenken, ging ich dorthin, wo der Junge stand, und machte genau das, was er kurz vorher tat: Ich nahm den Schlüssel und steckte ihn IN DIE WAND! Und tatsächlich, ging er durch diese. Also drehte ich ihn einmal um und wie bei dem Jungen tat sich ein menschengroßes Loch auf.

Ich blickte hindurch, aber ich sah nur den Himmel. Jedoch war der Himmel nicht wie gewöhnlich über mir, sondern er war UM MICH HERUM! Ich war einfach im Himmel. Plötzlich verlor ich das Gleichgewicht und stürzte nach vorne. Ich versuchte noch Halt an dem Schlüssel zu finden und klammerte mich fest, jedoch klappte es nicht und ich fiel in den nie endenden Himmel...

Ich schrie so laut, wie ich noch nie geschrien hatte. Alles drehte sich um mich und ich dachte, dass ich nie aufhören würde, zu fallen. Jedoch änderte sich meine Meinung schlagartig, als mich etwas Schuppenbesetztes auffing. Ich zitterte vor Angst und erst nach ein paar Minuten machte ich langsam meine Augen wieder auf. Ich wollte unbedingt wissen, was mich aus diesem schrecklichen Fall gerettet hatte. Allerdings musste ich einen Schrei unterdrücken, als ich sah, dass ich auf dem Rücken eines DRACHEN saß! Ich konnte es einfach nicht glauben. Drachen gabs doch

nur in Märchen?!

Ich rieb mir die Augen und kniff mich, um mich zu versichern, dass ich nicht träumte. Aber an dem leichten Schmerz in meiner linken Schulter realisierte ich, dass das alles hier real war. Ich musste erstmal gehörig darüber nachdenken, was ich am besten als Nächstes tun sollte.

Ich entschloss erst einmal, höflich zu fragen. „E-Entschuldigung Herr... Drache“, stotterte ich schüchtern. „W-wo bringen Sie m-m-mich denn hin?“ Ich wusste erst nicht, was ich mir von diesem Satz erhoffte, da ich mir nicht sicher war, ob Drachen reden oder Ähnliches tun könnten. Jedoch wollte ich es versuchen, da ich eigentlich bis zu diesem Moment nicht gedacht hätte, dass es Drachen überhaupt gab.

„Ich bringe dich natürlich zur Schule, was denn sonst?“ antwortete der mürrische Drache trocken, „Ach ja und denk das nächste Mal daran, dass du nicht so laut schreist, oder willst du, dass mein Trommelfell platzt?“

Mein Mund stand sperrangelweit offen und ich fühlte mich, als ob meine Knochen eingefroren wären. Schließlich setzte ich mich nur stumm wieder hin und dachte über alles nach.

Ungefähr drei Minuten später sah ich, als wir die dichte Wolkendecke durchflogen hatten, wie sich ein RIESIGER PALAST vor mir auftat. Als wir jedoch näherkamen, fand ich heraus, dass es sich

nicht nur um einen Palast handelte, sondern um eine Art Schulgebäude. Es sah fast genauso aus, wie meine Schule, bis auf, dass es viel bunter und größer war. Zudem hatte sie einen riesigen Platz, wo viele Bäume, Büsche und Girlanden zu sehen waren.

Als ich mich immer noch nicht satt gesehen hatte an all den Farben, setzte der Drache zur Landung an. Er landete auf einem Platz, wo noch unzählige weitere Drachen standen.

Plötzlich erklang ein langer Gong und alle gingen in dieselbe Richtung. Sie gingen auf einen großen Eingang zu. Also ging ich ihnen hinterher, wobei mir nicht entging, dass diese Menschen ziemlich komisch angezogen waren. Sie erinnerten mich fast an die typischen Märchen. Keine Ahnung, wie ich auf diesen Gedanken kam. Na ja, zum Beispiel dachte ich an das Märchen Schneewittchen, als ich einen Jungen sah, welcher blau-weiße Klamotten trug und einen roten Gürtel umhatte. Zudem hatte er dunkelblaue Augen und kristallblaue Haare.

Ich ging, in Gedanken versunken, weiter als ich gegen irgendetwas gelaufen war. Als ich hochsah, blickte ich in ein lächelndes Gesicht mit strahlenden Augen: „Huch. Alles gut? Hast du dir weh getan?“ Der lächelnde Junge, der mir wieder aufhalf, kam mir sofort bekannt vor. Er war der Junge, dem ich ein paar Stunden zuvor

hinterhergelaufen war. Wegen ihm war ich überhaupt in dieser komischen Welt gelandet.

Auch er musste sich wohl an mich erinnern, da er plötzlich ein irritiertes Gesicht machte: „Warst du nicht das Mädchen aus der Bäckerei? Ich habe dich zwar nur kurz gesehen, da ich schnell weiter musste, aber diese knalligen Schuhe würde ich überall wieder erkennen.“ Er deutete mit einem Finger auf meine knalligen hohen Schuhe.

Ich wusste selber, dass ich sehr auffällige Schuhe trug. Schließlich hatte ich eine kleine Sucht nach besonderen Schuhen. „Ja, ich weiß, ich trage eigentlich fast immer so besondere Schuhe“, säuselte ich nur beschämt vor mich hin.

Bevor der Junge darauf etwas sagen konnte, ertönte zum zweiten Mal ein langer Gong. Erst jetzt fiel mir auf, dass er mich ein bisschen an den Gong aus unserer Schule erinnerte. „Komm schnell mit, wir müssen uns jetzt richtig beeilen. Wir dürfen auf keinen Fall zu spät kommen.“, sagte er gehetzt und zog mich hinter sich her.

Ehe ich protestieren konnte, zog er mich durchs Gemenge. Als wir durch den breiten Eingang gegangen waren, stockte mir der Atem: vor mir lag ein riesiger Raum, der überall mit langen Luftschlangen und anderen Sachen geschmückt war. Hunderte von Stühlen standen in dem atemberaubenden Raum und ganz vorne war eine große Bühne, wo viele Person... Ähhh nein, eher Kreaturen,

standen. Und wenn ich Kreaturen meinte, waren es auch KREATUREN.

Zum Beispiel stand da ein menschengroßer Frosch in Anzug und Krawatte. Eine Art Biest war auch zu sehen. Ich war vollkommen durcheinander und wusste gar nicht, was ich tun sollte. Jedoch hatte ich keine Zeit irgendetwas zu machen, da der Junge mich schnurstracks auf einen freien Stuhl zog.

Kurz danach ertönte eine Stimme und eine kleine, rundliche Frau trat vor uns auf die Bühne: „Hallo, liebe Neuankömmlinge. Ich hoffe, ihr hattet alle eine gute Anreise und seid gesund. Ich bin sicher, dass ich im Namen aller Kollegen sagen kann, dass wir euch ein wunderschönes Jahr an der *Magierschule an der Zauber Allee* wünschen! Jetzt kommen bitte alle neuen Schüler zu mir und der Spiegel der Weisheit wird euch in euer Haus einteilen.“

Kaum hatte die Frau aufgehört zu sprechen, ging die Hälfte der Personen, die mit mir im Raum saß zu der Frau, welche neben einem riesigen Spiegel stand. „Also wenn ich mich dir vorstellen darf. Mein Name ist Robin MacKarter. Und wer bist du?“, stellte sich der Junge vor.

„Ähmm, mein Name ist Mika Mortan“, stotterte ich, „aber um ehrlich zu sein, bin ich gerade ein bisschen überfordert, da ich keine Ahnung habe, wo ich hier bin!“.

„Was? Du hast keine Ahnung davon, dass wir

gerade in einer anderen Dimension sind und dass du gerade in der berühmtesten Schule bist, von der Nichtmagische gar keine Ahnung haben? Aber eigentlich kann das gar nicht sein, da nur Menschen mit Magie in den Adern überhaupt in diese Welt können.“

FSK 0 (diesmal wirklich)

Nele Neuhaus: Der MÖhrchen Club – Der Fall der Briefmarke

Endlich geht es los, dachte ich. Meine Familie und ich zogen in ein kleines Dorf in die Schweiz.

Das Haus war eine alte Villa, die aussah wie ein Fachwerkhaus. Das Haus hatte einen großen Garten. Mein Zimmer war unter dem Dach. Es hatte hellblaue Wände und einen dunklen Holzboden mit einem hellblauen Teppich. In einer Ecke stand mein Bett mit meinem Schreibtisch und in einer anderen mein Kleiderschrank. In der letzten Ecke waren Filous Sachen. Filou war unser Familienhund.

Wir zogen in die Schweiz, weil ich zu meinem Geburtstag ein Pferd bekommen sollte, und das sollte auf dem Hof meiner Tante Trudi stehen. Mein neunjähriger Bruder Ben ärgerte sich sehr, weil er nicht von seinen Freunden wegziehen wollte. „Ich will aber nicht hier weg!“, maulte er, als unsere Mutter Friederike gerade einen Koffer mit den Anzügen unseres Vaters, Jan, ins Auto lud.

Als wir endlich angekommen waren, mussten sich alle erst einmal strecken. Wir sortierten gemeinsam die Koffer und Kisten. Dann bezogen wir unsere Zimmer. Filou war ganz wuschig, weil Tante Trudi auch einen Hund hatte, Ruby.

Alle gingen zu Tante Trudi auf den Hof. Ich wollte unbedingt Maharadscha sehen. Tante Trudi

zeigte ihn uns und er war wunderschön. Maharadscha war dunkelbraun, mittelgroß und ein bisschen aufgedreht, genauso wie ich es mochte.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, fiel mir ein, dass heute eine Reitstunde war, an der ich teilnehmen konnte. Ich ging nach unten, um zu frühstücken. „Morgen! Gut geschlafen?“, sagte ich zu meinen Eltern.

„Morgen!“, antworteten meine Eltern.

„Ich habe heute vor, in den Stall zu gehen“, teilte ich gerade allen mit, als Ben nörgelte.

„Und was ist mit mir?“

Als ich im Stall ankam, wurde ich direkt von einem Mädchen empfangen: „Hallo, wie heißt du? Ich bin Dana!“.

„Ich bin Lara und reite... “

„Etwa das neue Pferd? Gehört es dir?“, rief Dana,

„Ja“, antwortete ich.

„Wo wohnst du?“, fragte Dana.

„Ich wohne in der Feldgasse 15“, antwortete ich.

„Cool, ich wohne in der 16!“, rief Dana.

Einige Tage später kam ich in den Stall und sagte: „Ich finde wir haben eine komische Nachbarin. Sie ist nur drinnen und schleicht sich abends raus. Ab und zu kommt ihre Tochter.“

„Aha, nun müssen wir uns aber beeilen, wenn wir

nicht zu spät kommen wollen!“, sagte Dana.

Nach der Reitstunde trafen wir uns in der Sattelkammer, um uns zu besprechen. „Also meiner Meinung nach kannst du doch einfach die Tochter fragen“, meinte Dana.

„Du stellst dir das so einfach vor, aber das wäre doch komisch, oder nicht?“, erwiderte ich.

Eine Woche später nahm ich mir vor, die Tochter der Nachbarin zu fragen, was los sei. „Guten Tag Frau Müller, sagte ich. „Ich wollte Sie was fragen, und zwar... “

„Ist es zu meiner Mutter?“, erwiderte Frau Müller.

„Ja“, antwortete ich.

„Dann komm rein!“, lud Frau Müller mich ein.

Im Haus sagte Frau Müller: „Ich heiße Laura Müller und helfe meiner Mutter, während sie im Altersheim bei ihrer Freundin ist, aber was wolltest du mich fragen? Wie heißt du überhaupt?“

„Ich bin Lara Weber und wollte wissen, warum sich deine Mutter abends immer aus dem Haus schleicht?“

„Ehrlich?“, fragte Laura, „Davon weiß ich nichts!“.

Am nächsten Tag wollte ich in den Stall, aber ich musste noch Hausaufgaben machen. „25,378902 x 458,98732, was soll das ergeben?“, stöhnte ich,

„Was 11.648,594213523? Och nee!“.

Als ich endlich fertig war lief ich schnell in den Stall. „Die Tochter wusste nichts!“, rief ich meinen Freundinnen zu. Da vibrierte mein Handy, es war meine Mutter. „Ja, Mama?“

„Es gibt Abendessen.“

„Ich komme!“

Beim Abendessen erzählte meine Mutter Friederike: „Der neue Job ist super! Immobilienmaklerin ist echt meins! Und bei euch?“.

„Mein Job im Büro ist auch super“, erzählte mein Vater, Jan.

„Ich habe auch schon neue Freunde!“, kreischte Ben.

„Bei mir ist auch alles gut gewesen“, sagte ich.

Als ich am nächsten Wochenende in den Stall gehen wollte, hielt mich Laura Müller auf. „Meine Mutter hat eine Briefmarke gekauft!“, platzte es aus ihr heraus.

„Was?“, erwiderte ich. Im Stall erzählte ich meiner Freundin alles. „Ich habe leider nicht viel Zeit. Ich muss auf meinen Bruder aufpassen, aber ich bringe ihn zu seinen Freunden!“, sagte ich, „dann mache ich einen Ausritt mit Maharadscha und nehme Filou mit.“

Wenig später war ich wieder im Stall und hatte Filou im Schlepptau. Im Gelände benahmen sich

Filou und Maharadscha sehr gut.

Als ich meinen Bruder abgeholt hatte, musste ich noch Hausaufgaben machen. „Also die griechischen Buchstaben für Winkel: Alpha, Beta, Gamma, Delta, Epsilon und so weiter, aha!“, sagte ich.

Am nächsten Tag hatte ich keine Schule. Also hatte ich Stalldienst und danach war Familientreffen bei Tante Trudi mit den Hunden, also musste ich auch noch Filou holen. Friedrike, meine Mutter, hatte mir das alles aufgegeben. Am Morgen wachte ich früh auf und frühstückte mit meiner Familie.

„Puh, ist das anstrengend!“, stöhnte ich im Stall. Als ich fertig war, brachte ich Filou zu Tante Trudi.

Eine Woche später hatte ich Geburtstag. „Guten Morgen und herzlichen Glückwunsch!“, mit diesen Worten weckte mich meine Mutter. Noch ein bisschen verschlafen ging ich nach unten ins Wohnzimmer.

„Fang doch an, die Geschenke auszupacken!“, krächte mein Bruder Ben. Ich hatte einen Büchergutschein, einen Gutschein für mein Lieblingsgeschäft, eine Pferdeshow, ein hellblaues T-Shirt mit einem silbernen Stern drauf und natürlich Maharadscha bekommen.

„Kann ich in den Stall?“, fragte ich.

Im Stall ging ich zu Maharadscha. Seine Box war feierlich dekoriert und ich sah Maharadscha, Dana,

Tante Trudi und Ruby. „Herzlichen Glückwunsch!“, riefen alle im Chor, da klingelte mein Handy.

„Ja?“

„Gleich kommen die anderen, also komm bitte nach Hause!“

„Können die nicht zu Tante Trudi kommen?“

„Okay.“

Nach der Feier sagte Dana: „Ich habe mich umgehört und es gibt eine herunter gekommene Turnhalle, wo seit neustem oft eine alte Dame hingeht!“

„Aha, lass uns heute Abend mal dahin gehen!“, rief ich.

„Meine Eltern sind nicht da, also kannst du sagen, du schläfst bei mir!“, ergänzte Dana ihre Äußerung.

„Also bis heute Abend!“, sagte ich, nachdem ich mit meiner Mutter telefoniert hatte.

Am Abend trafen wir uns und zogen uns um. Als wir umgezogen waren, zogen wir los. Es dauerte eine Weile, bis wir da waren. In der Turnhalle war es dunkel und stickig.

„Und jetzt?“, fragte ich.

„Abwarten!“, sagte Dana leicht verärgert.

Nach einer endlosen Zeit verließ Frau Müller die Spielhalle. „Und jetzt?“, fragte ich wieder.

„Jetzt gehen wir nach Hause, oder nicht?“, fragte Dana verärgert.

Einige Tage später war Tag der offenen Tür im Stall und wir hatten eine neue Reiterin, Lisa. Es kamen viele Leute und Tante Trudi hatte dementsprechend viel zu tun. Lara, Dana, Lisa und ein paar andere Mädchen sollten eine Reitstunde abhalten, um den Ablauf zu zeigen.

Ich band Maharadscha draußen an, um ihn zu putzen. Viele Leute sagten, Maharadscha sei ein schönes Pferd, dem konnte ich nur zustimmen. Bei der Reitstunde ritt ich besser als meine beste Freundin Dana, die eigentlich besser ritt. Mir fiel auf, dass Lisa erst heute neu gekommen war.

„Du, Lisa, wieso bist du heute gekommen?“, fragte ich.

„Weil ihr eine neue Reitlehrerin bekommt und ich gerne weiter bei ihr trainieren möchte“, antwortete Lisa überheblich.

„Aha!“, sagte ich abgelenkt, „Ich muss dann mal weiter.“

Ich lief zu Dana und rief: „Erstens ist diese Lisa richtig unfreundlich und zweitens bekommen wir eine neue Reitlehrerin!“

„Ehrlich?“, fragte Dana ungläubig.

„Ja, wenn ich es dir sage.“, entgegnete ich.

Tatsächlich bekam der Stall zwei Wochen später eine neue Reitlehrerin. „Hi, ich bin Marie Gruber und eure neue Reitlehrerin. Das ist Lisa, sie ist bereits meine Reitschülerin.“, stellte sich Marie

den Mädchen vor.

„Hallo!“, sagte Lisa.

„Ich bin Lisas Mutter und heiße Lena.“, sagte die Frau an Lisas Seite, ebenso überheblich wie Lisa, als Lara mit ihr gesprochen hatte.

„Dann lasst uns anfangen!“, rief Marie motiviert. Während der Stunde lästerte Dana über Lisa.

Nach der Reitstunde musste ich noch meinen Sattel wegbringen und entdeckte, wie Lisa weinte. „Was ist los?“, fragte ich mitfühlend.

„Deine Freundin hat recht, ich bin wirklich arrogant.“, weinte Lisa.

„Wie kommst du darauf?“, wollte ich wissen. „Na, mein Auftreten. Meine Mutter meint doch immer, ich kann alles besser, nur weil ich ein teures Pferd, Champion, habe und ab und an auf Turniere fahre“, sagte Lisa kleinlaut.

„Komm, wir beide können doch probieren, Freunde zu sein!“, sagte ich aufmunternd.

„Okay“, sagte Lisa.

„Wir gehen zu Dana und überzeugen sie!“, forderte ich Lisa auf.

„Dana, lass uns mit Lisa befreundet sein ausprobieren“, forderte ich Dana auf.

„Okay“, erwiderte Dana gleichgültig.

Irgendetwas stimmt mit Dana nicht, dachte ich. „Sollen wir Lisa einweihen?“, fragte ich.

„Entscheide du, mir ist es egal.“, sagte Dana

schulterzuckend.

„Okay!“, antwortete ich.

Nachdem ich Lisa alles erzählt hatte, staunte sie. „Ehrlich?“, hakte sie nach.

„Ja.“, antwortete ich.

„Cool!“

„Kommt drauf an, wie man es sieht“, stoppte ich Lisas Begeisterung.

Wieder zuhause dachte ich noch mal über den Tag nach. *Irgendetwas stimmt mit Dana nicht*, dachte ich. Ich nahm mir vor, Dana zu fragen was los sei. *Oder doch nicht, weil das doch komisch ist*, dachte ich gerade, als es klopfte.

„Lara, Telefon!“, sagte meine Mutter.

Ich nahm das Telefon und sagte: „Ja, Lara hier, mit wem spreche ich?“.

„Danke, dass du nett zu mir warst, obwohl deine Freundin gemein zu mir war!“, sagte Lisa.

Am nächsten Tag im Stall hatte Dana ein anderes Mädchen mitgebracht, welches nicht so aussah, als wäre sie schon mal geritten. „Das ist Kira, sie ist in meiner Klasse und wollte sich den Stall anschauen“, stellte Dana den anderen das Mädchen vor.

„Ich möchte heute ausprobieren zu reiten“, sagte das Mädchen, ohne eine Miene zu verziehen.

Nachdem Kira geritten war, meckerte sie über alles, was da war. Der Stall war zu klein, die

Pferde zu dreckig, aber das Schlimmste war, dass Dana ihr Recht gab.

Nach diesem Vorfall ritt Dana immer weniger und ihr Pferd, Dancer, bekam eine Reitbeteiligung. Mir war das, aus irgendeinem Grund, sogar recht. Lisa war meine neue Freundin. Da fiel mir ein, dass wir noch einen Fall hatten. *Also was soll ich tun?*, dachte ich, *am besten ich frage Frau Müller!*

Am nächsten Morgen stand ich auf und ging rüber zu Frau Müller. *Am besten klingeln*, dachte ich und klingelte.

„Ja, bitte?“, fragte Frau Müller noch leicht verschlafen.

„Ähm... Ich... Äh... Ich... Ich wollte sie fragen ob... Ähm... Sie eventuell verschuldet sind?“, stammelte ich.

„Selbst wenn, geht es dich gar nichts an!“, fuhr mich die sonst so nette Frau Müller an.

„Sie sind also verschuldet?“, sagte Lisa, die plötzlich hinter mir auftauchte.

„Das geht euch gar nichts an!“, meckerte Frau Müller und knallte die Tür zu.

„Wo kommst du denn her?“, fragte ich Lisa.

„Deine Mutter meinte, du seist hier“, antwortete diese.

„Meine Mutter?“, fragte ich verwirrt, „woher weiß sie das denn?“.

„Ihr seid Nachbarn!“, sagte Lisa.

„Ja, und?“, fragte ich immer noch verwirrt.

„Dieses Haus kann man von eurem Badezimmer aus sehen“, klärte Lisa mich auf.

„Ah.“, sagte ich, nicht mehr verwirrt.

„Komm, jetzt lass uns Reiten gehen!“, forderte Lisa mich auf.

Als ich wieder zuhause war, rief meine Mutter: „Lara, Besuch für dich!“. Neugierig ging ich runter und da stand Frau Müller.

„Kann ich mit dir reden?“, fragte Frau Müller.

„Ja, natürlich.“, sagte ich.

„Also du hattest recht, ich bin verschuldet. Ich hatte mir eine seltene Briefmarke gekauft und brauche Geld, weswegen ich spiele und wette, aber mir fehlt noch ein niedriger, vierstelliger Betrag“, erzählte Frau Müller. „Ich soll bald in ein Altersheim und ich stand unter Zeitdruck, weswegen ich so unfreundlich war.“.

„Dann zahlen wir das!“, rief mein Vater, der gerade kam.

Am Tag danach, als ich alles Lisa erzählt hatte, sagte sie: „Wir ziehen um.“.

„Wohin denn?“, fragte ich interessiert. „In die Feldgasse 14!“, rief sie.

„Dann sind wir Nachbarn!“, rief ich.

„Morgen geht es los!“, rief Lisa.

Nachdem Familie Schneider und Familie Weber alles aufgeräumt hatten, gingen Lisa und ich

gemeinsam zum Stall. Ich wusste, dass das erst der Anfang einer wunderbaren Freundschaft war und Lisa wusste das scheinbar auch.

Elisa S. Fresen: Xenia Aurus – Die Tierschmuggler

Xenia Aurus schaute sehnsüchtig auf ein T-Shirt, während sie die Waschmaschine ausräumte. Dieses T-Shirt hatte sie bei ihrem letzten Fall getragen. Jetzt, als sie es sah, fiel ihr wieder ein, wie lange ihr letzter Fall schon her war.

Sie war hinter einem Einbrecher, der in einem Elektroladen eingebrochen war, her. Als sie ihn endlich gefasst hatte, war die Polizei sehr stolz auf sie. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als wieder einen Fall zu bekommen.

Jetzt musste sie erst einmal die Waschmaschine ausräumen, dann konnte sie an die frische Luft gehen. Mit etwas Glück würde sie doch noch auf einen neuen Fall stoßen.

Xenia war 16 Jahre alt und seit vier Jahren eine erfolgreiche Detektivin. Bereits 50 Fälle hatte sie gelöst. Das hätte sie aber nicht ohne die Hilfe von Tieren geschafft. Sie konnte mit Tieren sprechen, aber nur, wenn sie deren Art kannte. Sie holte sich immer Ratschläge bei schlaunen Füchsen, intelligenten Ratten oder listigen Eichhörnchen. Das war stets sehr praktisch und sie liebte diese Gabe.

Sie hatte diese Gabe von ihrer verstorbenen Großmutter geerbt. Das hatte sie allerdings erst

zwei Jahre nach ihrem Tod in dem alten Tagebuch ihrer Oma gelesen. Sie fragte sich oft, ob viele Menschen diese Gabe besaßen.

Xenia hatte jetzt die letzte Hose in den Wäschekorb geworfen und stellte ihn auf die Treppenstufe. Den Rest machte sie später oder ihre Mutter würde es wegsortieren.

Xenia holte ihren Hund, band ihm eine Leine um, zog sich ihre Jacke über und schlüpfte in die Schuhe.

Ihr Hund Pluto hatte braunes Fell, war weich und für sie der niedlichste Hund der Welt.

„Hallo, Pluto!“, Xenia streichelte ihm durchs Haar.

„Endlich geht es raus! Ich muss mal ganz dringend irgendwo hin! Dass du mich so im Stich lässt.“ Pluto klang eingeschnappt.

„Pluto, ich hatte keine Zeit für dich. Ich musste die Waschmaschine ausräumen. Tut mir leid. Aber jetzt gehen wir dafür eine große Runde im Wald spazieren. Ich muss eh auf andere Gedanken kommen.“

Pluto wedelte mit dem Schwanz und freute sich. „Hurra!“ Für andere Menschen musste das wie „Wau, wau!“ klingen. Das konnte sie sich immer schlecht vorstellen.

Eine kurze Stelle im Wald rannte sie mit Pluto, damit seine Ausdauer so perfekt blieb. Auf einmal, als sie schon mitten im Wald waren, witterte Pluto

etwas.

„Was ist los?“, fragte Xenina alarmiert. Sie drehte sich hektisch um, sah aber nichts.

„Irgendetwas ist hier! Vielleicht eine Schlange oder etwas ähnliches. In dem Gebüsch dort!“, rief Pluto.

Vorsichtig schob Xenia die Äste von dem Busch, den er meinte, beiseite. Pluto warnte sie zwar, doch sie ignorierte es. Als sie dort dann tatsächlich etwas sah, bekam sie einen großen Schreck. Dort schlängelte sich eine Schlange. Aber nicht irgendeine Schlange. Eine giftige Diamantklapperschlange.

„Ruhig, ich tue dir nichts.“, beschwichtigte Xenia die Schlange.

„Tss, lass mich in Frieden, dann lasse ich dich in Frieden“, zischte die Schlange bedrohlich.

Bloß nichts Falsches machen, dachte Xenia still in ihren Gedanken. „Alles gut, ich tue dir nichts. Aber sag mal, wo kommst du her?“

„Ich nun, es gibt eigentlich keine Diamantklapper-schlangen in Deutschland.“

„Außerdem... Ist es nicht viel zu kalt für dich?“, wagte

Xenia vorsichtig zu fragen.

„Selbstverständlich isst es mir zzzu kalt! Furchtbare

Temperaturen hier. Wie sssehr ich die Sonne vermisssssse... Ich weiß nicht... tss... wie ich

hierherkam. Alles war dunkel. Ich will wieder...tsss... nach Hause!", jetzt fing die Schlange an zu jammern.

„Was machst du hier?“

„Ich weissss es nicht! Ich wurde mit einer Zzzzange genommen, dann war esss dunkel. Dann war ich hier... tss... Ende! Ich will nach Hause!“

„Hör mal. Wie wäre es, wenn ich dich erst mit auf mein Zimmer in ein Terrarium nehme? Ich kann mich um dich kümmern und dich wärmen. Dann werde ich dich zu Tierschützern bringen, die dich dann zurück in deine Heimat bringen. Was meinst du?“, schlug Xenia vor.

„Dassss klingt gut. Ich bin dabei.“, meinte die Schlange und folgte Pluto und Xenia.

Das ist alles sehr merkwürdig... Was hat das zu bedeuten? Eine Giftschlange, die nicht weiß, wie sie hierhergekommen ist und wieder zurückwill, ist mitten im Wald?

„Du witterst einen neuen Fall, nicht wahr?“, fragte Pluto Xenia.

„Möglich... Sehr gut möglich...“, murmelte Xenia abwesend, ganz in ihre Gedanken vertieft. Plötzlich, ohne Vorwarnung, wurde die Diamantklapperschlange schneller. Verdammt! Da kam ein Mensch. „Greif ihn ja nicht an! Die haben hier kein Gegengift.“ Doch zum Glück hatte sie es nur auf eine Maus abgesehen. Xenia atmete durch.

Diese Schlange könnte uns noch Ärger bereiten,

dachte sie. Während des Weges überlegte sie lange, wie sie ihren Eltern erklären sollte, dass sie mit einer Schlange nach Hause kam. Früher oder später würde es ihnen ja doch auffallen.

Sie hatte sich dazu entschieden, dass sie eine Holzkiste

mit Lampe, Wärmekissen, gefrorenen Mäusen und Wasser baute. Ja, eine sehr gute Idee. Die würde sie dann in ihr Baumhaus packen. Wenn ihre Eltern arbeiten sind, kann die Schlange frei herumschlängeln.

Nach circa fünfzehn Minuten kamen sie zu Hause an.

Nachdem sie die Kiste fertig gebaut hatte, brachte sie die

Schlange in ihr Baumhaus.

„Ich komme dich besuchen, versprochen. Doch erst muss ich in die Tierrettungsstation.“ Ob sie das noch heute schaffte, wusste sie nicht, denn ein Blick auf ihre Armbanduhr verriet ihr, dass es bereits 17 Uhr war.

Sie ging ins Wohnzimmer und fragte ihre Eltern: „Ähm, darf ich noch eben raus gehen?“

„Du warst doch gerade erst mit Pluto draußen!“, wunderte sich ihr Vater Adrian.

„Ja, schon. Aber ich, nun, ich habe den Leckerlibeutel im Wald verloren. Aber ich weiß auch genau wo.“, fügte sie hinzu.

„Na dann“, meinte ihr Vater wenig überzeugt.

„Bis gleich, ich versuche mich zu beeilen.“

Als Xenia aus der Tür getreten war, rannte sie bis zur

Bushaltestelle. Sie schaute auf den Plan und atmete auf, als sie sah, dass der Bus in einer Minute kam. Wenn er nicht zu früh da war. Doch sie hatte Glück. Der Bus kam genau nach einer Minute.

Sie fuhr drei Haltestellen und stieg dann aus. Sie ging in die große Tierrettungsstation.

„Hallo!“, begrüßte sie die Tierpflegerin.

„Guten Tag! Was kann ich für dich tun?“, erkundigte sie sich.

„Ähm, also. Ich wollte etwas fragen“, begann Xenia.

„Ja?“

„Könnten sie sich eventuell darum kümmern, eine Diamantklapperschlange zurück in die USA zu bringen?“

„Wie bitte?“, fragte die Tierpflegerin verwirrt.

Xenia beschloss, die ganze Geschichte, wie sie die Klapperschlange entdeckt hatte, zu erzählen: „...Dann habe ich sie erstmal in mein Baumhaus gebracht.“, endete sie.

„Das ist aber, äh, eine interessante Geschichte“, brachte die Tierpflegerin stotternd hervor.

„Können Sie mir jetzt helfen, oder nicht?“

„Ich... ich weiß nicht. Wahrscheinlich schon. Oder die Schlange kommt in einen Zoo? Aber morgen

kannst du die Schlange herbringen. Mal sehen, was wir mit ihr machen.“

Xenia hätte am liebsten gesagt: Die Schlange will aber wieder in die USA. Doch dann hätte sie ihr Geheimnis preisgeben müssen. Stattdessen sagte sie: „Mm, ja, vielleicht. Mal sehen. Wurden in letzter Zeit denn häufiger besonders giftige, gefährliche oder bedrohte Tiere hergebracht?“

Diese Frage schien die Frau zum Nachdenken gebracht zu haben, denn sie schwieg eine ganze Weile, bis sie langsam sagte: „Ja. Ich denke schon... Hier wurde letzte Woche ein Pfeilgiftfrosch hergebracht. Von Tom Buscher. Der Frosch

ist hier immer noch. Den wollten wir nächste Woche dem Zoo

übergeben. Aber sonst sind eigentlich keine merkwürdigen Tiere hergebracht worden. Warum fragst du das?“

Ich sollte ihr von meinem Verdacht erzählen, dachte Xenia. „Es ist nicht normal, dass solche Tiere in Deutschland sind. Ich will herausfinden warum.“

„Ja. Normal ist es gewiss nicht.“

„Dürfte ich den Frosch eventuell mitnehmen? Bis morgen?“, fragte Xenia vorsichtig.

„“ein, das geht nicht. Zu gefährlich... Außerdem schließt die Tierrettungsstation jetzt. Also tschüss!“

„Tschüss! Und danke für den Namen: Tom

Buscher.“, mit diesen Worten ließ Xenia eine verwirrte und erschrockene Tierpflegerin zurück, die nicht wusste, dass sie Xenia einen wichtigen Hinweis gegeben hatte.

Xenia schaute draußen auf ihre Uhr: Achtzehn Uhr drei. Sie beschloss, ein paar Minuten zu warten. Dann könnte sie

reingehen und mit dem Frosch reden.

Zehn Minuten später ging die Frau raus und wollte abschließen. Xenia rannte so schnell sie konnte durch den kleinen Türspalt. Puh, geschafft! Die Tür war geschlossen. Doch Xenia stellte fest, dass sie sie zum Glück von innen öffnen konnte.

„Hallo!“, sagte sie zu dem Frosch. Der Pfeilgiftfrosch blickte sich erstaunt um und entgegnete: „Hallo. Was willst du?“

„Ähm... willst du hier sein?“

„Natürlich nicht. Ich wurde von einem Mann an einen anderen Mann verkauft und als der dann gemerkt hat, dass er mich eigentlich gar nicht halten darf, hat er mich hierhergebracht. Ich wurde in einer engen Kiste gehalten und hatte keine Chance, mich zu wehren. Das war die schlimmste Zeit meines Lebens!“

„Wie sahen die Männer aus?“

„An viel kann ich mich nicht erinnern. Aber der, der mich an den anderen verkauft hatte, hatte ein Schlangen-Tattoo und zwei verschiedene Ohrringe. Mm, einer war, glaube ich, ein Krake und der

andere eine Spinne. Ich glaube, er hatte ein ärmelloses T-Shirt an. Der andere hatte blonde, hochgelagerte Haare und eine Narbe auf der Stirn. An mehr kann ich mich nicht erinnern, sorry..."

„Vielen Dank, das sind einige Informationen!“ Xenia hatte fleißig mitgeschrieben. „Ich muss jetzt los. Morgen komme ich wieder.“ Der Frosch verzog sich in seiner Ecke und Xenia ging raus und machte sich auf den Weg nach Hause.

Um achtzehn Uhr fünfundvierzig kam sie an.

„Warum hat das denn so lange gedauert?“, beschwerte sich ihre Mutter.

„Ich, ähm. Es war doch an einer anderen Stelle... Tut mir leid. Ich hätte euch informieren sollen.“, log Xenia.

„Schon gut...“, meinte Linda, ihre Mutter.

Morgen gehe ich zu Tom Buscher, dachte Xenia während des

Abendessens. Es gab Pizza.

Als Xenia im Bett lag, machte sie sich Gedanken, wie sie zu Tom Buscher gehen sollte. Am besten sagte sie in der dritten Stunde, sie würde Bauchschmerzen haben und müsse nach Hause. Ja, das klang gut.

Am nächsten Morgen war Xenia sehr müde, weil sie sich über das baldige Gespräch Gedanken gemacht hatte. Auf dem Weg zur Schule entdeckte sie zwei Eichhörnchen, die sie freundlich begrüßten. Außerdem einen Raben, der sie nur frech ansah.

In der Schule wurde ihr mulmig, da sie noch nie Bauchschmerzen, oder sonstige Schmerzen, vorgetäuscht hatte.

Fünfzehn Minuten nachdem die dritte Stunde angefangen hatte, meldete sie sich.

„Ja?“, fragte Frau Tablo.

„Ich... ähm... ich habe ganz doller Bauchschmerzen... öh, dürfte ich, ähm, bitte nach Hause gehen? Ich schaff`s wirklich nicht mehr“, stotterte Xenia jammernd.

„Ja, natürlich. Ich stelle dir einen Zettel aus, den du dir dann bitte von deinen Eltern unterschreiben lässt.“

„Ja, klar. Bis morgen...“

„Auf Wiedersehen. Gute Besserung, Xenia.“

Xenia nickte stumm und dachte, wie dumm es von Frau Tablo sei, sie ohne Erlaubnis ihrer Eltern gehen zu lassen. Aber ihr sollte es nur recht sein.

Draußen sah sie in das gestohlene Adressbuch der Tierpflegerin und suchte den Namen: Tom Buscher. *HA! Gefunden. Schubertgasse 37!* Sie stellte nach einem Blick auf ihre Google Maps App fest, dass es sogar hier in der Nähe war.

Nach fünfzehn Minuten Laufzeit stand sie vor einem hübschen Mehrfamilienhaus. Bei dem Schild *Buscher* klingelte sie.

Eine mürrische Männerstimme meldete sich: „Wer ist da?“

„Ähm, hallo...“, stotterte Xenia. „Ich habe eine Frage an Sie. Lassen sie mich bitte rein...“

„Mm“, machte er. „Ich weiß nicht. Wozu denn?“

„Zu Tieren. Sie haben einen Pfeilgiftfrosch gekauft, richtig?“

„Das ist richtig. Aber woher...“

„Das spielt jetzt keine Rolle.“

„Also schön.“, sagte der Mann schließlich, „Komm rein.“

Die Tür vibrierte. Xenia trat ein und schluckte. *Hoffentlich geht alles gut!* Oben im zweiten Stock stand in einer Tür ein blondhaariger Mann, der eine Narbe auf der Stirn hatte. - Er passte perfekt zur Beschreibung des Frosches.

„Hallo!“, murmelte Xenia schüchtern.

„Hallo.“, brummte der Mann. „Komm rein.“ Vorsichtig ging Xenia mit ihm hinein. Sie setzten sich auf das Sofa und schwiegen eine Weile.

Xenia durchbrach die Stille: „Also. Sie haben einen Pfeilgiftfrosch gekauft? Äh, sie hatten einen“, fügte sie hinzu. Stille.

„Ja.“, antwortete Tom Buscher leise.

„Wie hieß der Mann, der den Frosch hatte?“

„Er hieß Theo... Theo Kronak, wenn ich mich Recht erinnere.“

„Vielen Dank! Können Sie mir bitte erzählen, wie ... Theo vorging?“

„Also schön.“ Herr Buscher seufzte. „Ich wollte mir unbedingt ein exotisches Tier zulegen. Da hat

mich ein Freund auf eine Onlineseite gebracht.“

„Wie heißt die Onlineseite?“, unterbrach Xenia ihn.

„www.tier-import.de“

„Super, danke!“

„Mm... Also dann bin ich auf diese Website gegangen. Da waren Bilder von ganz vielen verschiedenen exotischen Tieren. Ich habe mich erst einmal durch alle Bilder geklickt... bis, nun, bis ich auf den Pfeilgiftfrosch gestoßen bin. Als ich den sah, wusste ich: den musste ich haben. Ich habe Herrn Kronak eine Mail geschickt und wir haben einen Termin vereinbart. Er kam in dunklen Klamotten zu dem Treffpunkt und übergab mir eine Kiste mit dem Frosch. Ab da wusste ich, dass es irgendwie merkwürdig war und ich bekam ein schlechtes Gefühl.“ Herr Buscher machte eine Pause. „Nach drei Tagen wurde mir die ganze Sache doch ein wenig zu riskant und ich gab den Frosch an die Tierrettungsstation ab.“, sagte er traurig.

„Das klingt nach einer ganz großen Sache“, fasste Xenia zusammen.“

„Ist es vermutlich auch. Ich hätte die Polizei informieren sollen. Jetzt ermittelt eine 15-jährige in so einem großen Fall.“ Er schüttelte traurig den Kopf.

„Machen Sie sich mal keine Vorwürfe. Ach... und ich bin sechszehn, aber das ist jetzt ja nicht so wichtig“, fügte Xenia hinzu.

„Hör mal, du bist zwar schon sechszehn, aber immer noch zu jung zum Ermitteln. Außerdem ist es viel zu gefährlich. Wollen wir den Fall nicht lieber an die Polizei übergeben?“

„Sie hören sich ja an wie meine Mutter! Hätte ich das gewusst...“

„Dann was?“

„Dann... dann hätte ich es lieber alles alleine herausgefunden!“

„Das hättest du nie geschafft?“

„Vielleicht, aber... eventuell doch und... ach, ist doch jetzt auch egal! Sie können mir ja helfen beim Ermitteln!“

„Mm... Was sagen denn deine Eltern dazu? Müsstest du nicht zu Hause sein?“, fragte Tom Buscher misstrauisch.

„Ja. Doch erst um vierzehn Uhr dreißig. Also in... Anderthalb Stunden.“

„Mm... Wir ... ich könnte dir helfen. Aber nur unter einer Bedingung.“

„Die wäre?“, murrte Xenia.

„Falls die Lage zu gefährlich wird, informieren wir die Polizei.“

Xenia dachte über die Antwort nach, bis sie langsam sagte: „Ja, ok.“

„Schön. Was hast du vor?“

Von Xenias Idee wirkte er begeistert. Also gingen sie auf die Onlineseite und suchten sich ein Tier aus. Xenia entschied sich für die

Korallenotter. Sie vereinbarten einen Termin in einer halben Stunde. Xenia tippte acht Wörter an ihre Eltern: *Komme etwas später. Bin noch mit Finn verabredet.* Finn war ihr bester Freund. Schon seit sie ein Baby war.

Wenig später standen sie in einer verlassenem Waldhütte und warteten. Plötzlich kam ein Mann in schwarz, wie Herr Buscher gesagt hatte. Und tatsächlich, er hatte ein glänzendes Schlangentattoo auf dem Oberarm und zwei verschiedene Ohringe. Er passte perfekt zur Beschreibung des Frosches.

Er drückte uns die Kiste in die Hand, nahm das Falschgeld, was Xenia und Herr Buscher vorbereitet hatten und ging direkt wieder davon. *Verdammt! So würde unser Plan nicht klappen!* Xenia nahm die Verfolgung auf und rannte so schnell sie konnte. Doch der Mann - Theo Kronak - war schneller.

Xenia rief so laut sie konnte: „Sind hier Tiere in der Nähe? Kommt, bitte! Helft mir!“ Und es passierte ein Wunder! Es kamen drei Wölfe angerannt. Kurz blieb Xenia stehen. „Bitte! Verfolgt diesen Mann! Beißt ihn meinetwegen, wenn`s sein muss. Aber bringt ihn zum Stehen oder im besten Fall auf den Boden!“

„Wird erledigt, Miss!“, sagte der Alphawolf und raste los. Die anderen taten es ihm gleich. Sie rannten sehr schnell und hatten Theo bereits nach

fünf Minuten eingeholt. Er stürzte zu Boden.

Xenia lief zu dem Mann. „Was haben Sie den Tieren angetan? Warum haben Sie den Tieren das angetan? Wie... Warum sind Sie überhaupt auf eine so dumme Idee gekommen? Und, warum...?“

„Langsam, langsam...“, brummte der Mann, der immer noch von den Wölfen festgehalten wurde.

„Antworten Sie... oder... oder...“

„Oder was?“ Der Verbrecher lachte auf. „Was willst *du* denn bitte tun?“

„Ich...“

Tom Buscher half ihr weiter: „Die Polizei rufen wir natürlich so oder so, das ist ja selbstverständlich! Falls Sie uns keine Antworten liefern, werden Sie es früher oder später vor der Polizei machen.“

Theo schnaubte. „Sie... Sie Verräter! Haben Sie nicht letztens noch ein Tier bei mir gekauft?“

„Richtig.“ Tom schmunzelte. „Aber es ist sehr egoistisch und gemein von Ihnen, so etwas zu tun!“

„Mm“, machte Theo.

„Also? Werden Sie unsere Fragen jetzt noch beantworten?“

Stille.

„Also schön.“, sagte Theo Kronak schließlich. „Ich habe hier ja eh keine andere Wahl.“ Er nickte zu den Wölfen, die immer noch an ihm zerrten. „Ich tat es für Geld. Ich wollte reich werden. Das wurde ich auch, aber das spielt jetzt keine Rolle

mehr. Außerdem, naja... ich habe schreckliche Angst vor Tieren, insbesondere vor *giftigen*

Tieren...“, fügte er leise hinzu.

„Und deshalb wollten sie die Tiere quälen?“, fragte Xenia

geschockt.

„Ja... Ich wollte den Tieren zeigen, dass Menschen über mehr Macht verfügen und...“ Er schwieg. Die Wölfe zerrten stärker an ihm.

„Und...?“, fragte Xenia vorsichtig.

„Und.. und dass die Tiere sterben und sich doof fühlen können, wenn Menschen das so wollen“, sagte er kleinlaut.

„Das muss ich jetzt erst einmal verdauen.“

„Du scheinst ein gutes Verhältnis zu Tieren zu haben, nicht? Ich meine, die Wölfe hören schließlich auch auf dich.“

Wenig später standen Tom Buscher, Theo Kronak und Xenia Aurus vor der Polizeiwache.

„Komm“, sagte Xenia.

Vor dem Tresen stand eine junge Polizistin. „Was kann ich für Sie tun?“, fragte sie höflich.

„Ich möchte etwas gestehen...“, fing Theo an.

Die Polizistin machte große Augen. „Dann kommen Sie mal mit! Sie beide müssen leider hier warten.“ Sie nickte Tom und Xenia zu.

Schade, dachte Xenia.

Dreißig Minuten später kam die Polizistin mit

Theo und zwei weiteren Polizisten wieder raus.

„Und?“, fragte Xenia direkt.

„Natürlich kommt er lange Zeit ins Gefängnis. Was er gemacht und angeleitet hat ist unbeschreiblich schlimm. Doch da er selbst gestanden hat, wird die Strafe nicht ganz so hart ausfallen. Außerdem müssen wir noch alle anderen Mittäter herausfinden, ein paar Infos haben wir schon von Herrn Kronak. Aber alle kennt auch er nicht. Da warst du wohl hinter einer großen Sache her, junge Dame. Dafür wirst du noch eine Belohnung bekommen!“ Xenia fühlte sich geehrt, dass Theo dies erwähnt hatte.

„Was wird eigentlich aus der Diamantklapperschlange, die bei mir zu Hause ist? Ich habe sie im Wald gefunden, erst dadurch bin ich auf den Fall gekommen.“

„Die kommt in einen Zoo.“

„Na schön“, sagte Xenia. Die Schlange musste es wohl akzeptieren. „Ich bringe sie dann nachher oder morgen auf die Wache!“

„Ja, super.“

Als Xenia abends nach Hause kam, wunderten sich ihre Eltern stark. „Was hast du so lange gemacht? Bei Finn warst du ja doch nicht. Warum hast du uns angelogen?“

Lügen hatte keinen Sinn mehr. Also erzählte Xenia die ganze Geschichte. Ihre Eltern waren

sprachlos.

Xenia ging ins Baumhaus und ließ ihre Eltern die Geschichte erst einmal verdauen. Mit der Schlange kam sie wieder und brachte die Schlange zu der Polizeiwache, wo sie von dort aus in den Zoo gebracht wurde. Xenia versprach der Schlange, dass sie diese oft besuchen würde. Ihre Mutter hatte sich wieder etwas beruhigt und lobte Xenia jetzt sogar für ihre Kühnheit.

Als Xenia gegen Mitternacht endlich im Bett lag, dachte sie lange über ihren spannenden Fall nach. Was würde wohl aus den ganzen Tieren werden? Ob sie es jemals herausfinden würde, wusste sie nicht.

Karla Wroblewski: Klassenfahrt, beste Freundinnen, Gruselgeschichten und der ganze andere Krimskrams

TAGEBUCHEINTRAG VOM 30. OKTOBER

1. Tag der Klassenfahrt:

Heute sind wir angekommen, auf der riesigen Burg. Ich habe überhaupt keinen Plan, wie ich es hier finden soll. Hier ist alles so groß und auch irgendwie unheimlich.

Aber ich habe keine Angst! Nicht einmal vor Spinnen, so wie andere Mädchen.

Mein Zimmer teile ich mir mit Maja (meiner besten Freundin) und Karin (die ist irgendwie komisch). Schon wieder rief Frau Rottmeier. Also ich muss los...

Mit großen Schritten eilte ich über den dunklen Flur. Frau Rottmeier wollte unbedingt eine Nachtwanderung durch den stockdunklen Wald machen. Jetzt um 21 Uhr? Eine doofe Idee, wenn ihr mich fragt. Und noch eine Spur gruseliger war, dass die Burg am Waldrand stand. Es funkelten schon unzählige Sterne am Himmel.

„Schaltet bitte eure Taschenlampen ein!“, bat meine Lehrerin. Das Laub unter unseren Füßen raschelte.

„Da hinten ist ein Gespenst!“, riefen Lukas und

Luca immer Mal wieder.

Ich schüttelte den Kopf und stapfte den anderen weiter hinterher. Irgendwo in der Ferne gab eine Eule leise Geräusche von sich. Je tiefer wir in den Wald gingen, umso eher wollte ich umdrehen. Meine Taschenlampe leuchtete blass auf den Weg. Ich leuchtete nach links und nach rechts, aber man konnte nur die vielen Bäume erkennen, dahinter war es kohlrabenschwarz.

„Da bist du ja!“, flüsterte Maja mir zu und passte sich meinem Tempo an. Hast du Angst?“

„Quatsch, nie!“, stellte ich klar. Wenn Maja wüsste, dass ich Angst oder wohl eher keine Lust habe, würde sie mich glatt zum Affen machen und darauf konnte ich gut verzichten.

„Wie weit sollen wir denn noch gehen?“, murmelte ich leise vor mich hin, aber zum Glück schien es nicht so, als hätte es jemand gehört. Nicht einmal Maja, die jetzt ein kleines Stück hinter mir lief.

Plötzlich tauchte zwischen ein paar Ästen ein Stein auf, der einem Grabstein täuschend ähnlich sah. Das wird ja immer gruseliger hier. Maja leuchtete mit ihrer Lampe auf den großen Stein. Man konnte irgendwelche komischen Buchstaben im Schein der Taschenlampe erkennen, wie Graf von Birtenburg oder so. Ich klapperte mit den Zähnen, als ein kühler Windhauch durch den Wald blies. Wollte Frau Rottmeier etwa immer noch nicht zurück? Fehlt nur noch, dass wir hier übernachten

müssten.

Das mussten wir zum Glück nicht. Irgendwann wurde endlich auch meiner Lehrerin kalt und wir dackelten zurück.

Doris, die Herbergsmutter, hatte allen warmen Kakao oder Tee gekocht und jetzt hockten wir in Decken gehüllt vor dem Kamin. Heinz, der Herbergsvater, wollte uns eine Halloweengeschichte erzählen. Eine Geschichte, die er jedes Jahr zu Halloween hier erzählte, um den Kindern ein bisschen Angst zu machen. Frau Rottmeier war erst nicht so begeistert von der Idee, aber irgendwie hatte es Heinz geschafft, sie zu überreden.

Mit rauher, aber auch irgendwie netter, Stimme begann er: „Ihr habt besonderes Glück, dass ihr über Halloween auf dieser Burg seid. Man erzählt sich die Geschichte, dass Graf von Birtenburg jedes Jahr hier herumspukt. Er ist morgen vor exakt dreihundert Jahren verstorben“.

Birtenburg. Es schnellte mir durch den Kopf. Der Name kam mir irgendwie bekannt vor. Hatte ich den heute schon irgendwo gehört?

„Das stand doch auf dem Grabstein im Wald“, flüsterte mir Maja in diesem Moment von rechts zu, als hätte sie meine Gedanken gelesen. Stimmt, der Grabstein im Wald mit den goldenen Buchstaben.

„Pssst!“, machte Frau Rottmeier und dann lauschte ich wieder Heinz' Geschichte.

„Einige Kinder berichteten davon, dass sie Heul-

und Schreitöne auf den Fluren gehört haben und überall lagen Steine mit den Buchstaben AvB drauf. Also Albert von Birtenburg. Niemand hat aber irgendjemanden gesehen. Kein Schatten, keine Fußspitze, rein gar nichts. Das Ganze passiert immer an den Nächten vor und an Halloween!"

Ein Schauer lief mir über den Rücken. Also genau heute und morgen?!

„Und morgen erzähle ich euch die Geschichte weiter.“, meinte Heinz.

„Und jetzt ab in die Betten mit euch“. Meine gefühlt steinalte Lehrerin klatschte in die Hände, dass es nur so schallte. Als ich kleiner war, hat mir mein großer Bruder immer Horror-Halloween-Geschichten erzählt. Aber seine waren nie so gut, wie die von Heinz.

„Glaubst du, die Geschichte ist wahr?“, fragte mich Maja, als wir uns in die kuscheligen Betten fallen ließen. Alles roch so fremd, nur meine Bettdecke duftete nach zu Hause.

„Quatsch“, sagte ich gedehnt. Denn eigentlich bin ich mir ziemlich sicher, dass es keine Geister gab. Und auch keine Leichen, die hier nachts herumspukten, bloß weil der Graf dieser Burg morgen vor dreihundert Jahren verstorben war.

Weil unsere Zimmertür noch offenstand, konnte ich endlich einmal das Bild betrachten, was vor der Tür an der Wand hing und auf dem ein alter Herr abgebildet war, der mich anstarrte. Besonders

nett sah er nicht gerade aus. Länglicher Kopf, breiter Schnäuzer unter der dicken Nase und einen platten Hut hatte er auf. Er guckte finster und hatte viele Falten im Gesicht. Der Mann verzog keine Miene und war dargestellt, wie auf einem Passfoto.

„Glaubst du denn daran?“

Langsam wurde mir der Herr auf dem Bild gruselig und ich schloss die Tür. Ist das etwa der Graf gewesen?

„Nein.“ Maja schüttelte ihr Kopfkissen aus. „Das kann man vielleicht Zweitklässlern erzählen, aber doch nicht uns!“

„Könnt ihr jetzt bitte leise sein“, fauchte Karin. „Ich möchte lesen.“

„Schlauft ihr noch gar nicht?“, Heinz steckte seinen Kopf zur Tür herein.

„Nö.“, brummte Maja, „Was ist eigentlich typisch für den Graf, der hier rumspuken soll?“

„Naja. Also, dass ihr nachts unheimliche Geräusche hört und Stimmen, die schreien 'kommt raus oder wir holen euch' und es werden Steine hinterlassen mit AvB. Aber jetzt schlafst gut und träumst schön von Gespenstern.“

Schon war er weg und auch die anderen Schritte wurden leiser. „Vielleicht schließen wir besser die Tür ab?“, murmelte Karin.

„Gute Idee!“, fand Maja.

Ich seufzte: „Ist das euer Ernst?“ Beide

nickten. Also drehte ich den Schlüssel zweimal im Loch um und legte mich wieder hin.

Schnell hörte ich beide schnarchen und drehte mich zur Fensterseite. Irgendwie schon gruselig. Obwohl ich versuchte, die ganze Nacht wach zu bleiben, wurden meine Augenlider immer schwerer und schwerer und irgendwann schlief ich dann doch ein.

Ich wusste nicht, wie viel Uhr es war, aber irgendwie nahm ich Geräusche wahr. Im Zimmer war es noch dunkel, aber den Weg zu Majas Bett fand ich trotzdem, obwohl ich dabei gegen einen Koffer stieß. Ich rüttelte an ihr, aber das Schnarchen wurde bloß lauter.

Was ist denn, wenn es der Graf ist, der hier sein Unwesen treibt? Und ich bin ganz allein. Ich zitterte am ganzen Leib und mein Herz schlug immer schneller.

Wieder war das Geräusch deutlich zu hören. „Kommt raus oder wir holen euch!“. Ich atmete immer schneller, als hätte ich einen Marathon hinter mir. Es schien wirklich der Graf zu sein. Warum war Maja denn nicht wach? Warum hörte scheinbar nur ich diese Stimme und warum musste das ausgerechnet mir passieren?

Es bringt überhaupt nichts, hinter der Tür stehen zu bleiben, dachte ich, atmete tief ein, nahm meinen ganzen Mut zusammen (obwohl es in dem Moment nicht viel davon gab) und drehte den

Schlüssel. Klick! Klack!

Die Tür sprang auf.

Nervös kaute ich auf meiner Unterlippe herum und wagte einen Blick in den Flur. Alles dunkel. Alles ruhig. Also alles friedlich?! Doch was war das? Ein paar Zentimeter vor meinen Füßen lag etwas rundes. *Was ist das denn?*

Es dauerte nicht lange, bis ich erkannte, dass es ein Stein war. Auf dem stand AvB. Das konnte doch nicht wahr sein!

Diese Nacht schlief ich kaum. Ich stieg mindestens zehn Mal wieder aus dem Bett, um zu gucken, ob ich wirklich abgeschlossen hatte, und sah auch zwanzigmal nach, ob wirklich der Stein neben meinem Bett lag.

Beim Frühstück rührte ich bloß in meinem Müsli. Die einzigen, die das mit den Steinen wussten, waren Karin, Maja, Heinz und ich. Karin und Maja hatten tief und fest geschlafen. Vielleicht würde es gar nicht schaden, sich in Heinz' Zimmer einmal umzugucken.

Aber als ich Maja von meiner Idee erzählte, war sie nicht so begeistert. „Gestern Nacht war nichts. Ich habe einen sehr leichten Schlaf. Außerdem glaube ich langsam echt, dass du spinnst!“ Doch als ich ihr den Stein zeigte, war sie gleich anderer Meinung, quengelte aber immer

noch, „Das ist Einbruch.“.

„Ach, Blödsinn!“, winkte ich ab. „Sieh das doch nicht so ernst und wenn du Wache hältst, kann uns gar nichts passieren.“

Glücklicherweise war Heinz gerade mit ein paar Kindern Holz sammeln. Irgendwann hatte ich auch Maja überredet, wache zu halten und schließlich betrat ich auf leisen Sohlen sein Zimmer. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, die Tür sei abgeschlossen, aber sie war nur angelehnt. Umso besser.

Seine Bettsachen lagen ungemacht da, wie ein riesiger Haufen, aber der Schreibtisch blitzte fast. Ich durchwühlte jedes Fach und jede Schublade, aber nirgends fand ich etwas. Aber in seiner Nachttischschublade war ein zerfleddertes Heft, auf dem „Typisch Gespenst“ draufstand. Ein wenig spähte ich darin herum und las genau dieselben Sachen, die Heinz uns erzählt hatte. Der hatte alles nur aus einer öden Zeitschrift. Das war aber kein Beweis.

„Bist du bald mal fertig?“, schnauzte meine Wächterin.

„Ja, ich komme!“ Ich sah ein, dass es keinen Zweck hatte, hier herumzuschnüffeln und Detektivin zu spielen. Ich machte mich, fast ohne Beweise, zurück auf den Weg zu Maja.

Leider wollte Frau Rottmeier wieder eine

Nachtwanderung machen. Die Idee war ja schon gruselig, aber dass der Grabstein umgekippt war, damit hatte wohl niemand gerechnet.

„Hier will uns jemand reinlegen“, flüsterte ich zu Maja.

In dem Loch in der Erde lagen viele Menschenknochen. Ich wagte mich, die Elle rauszunehmen und klopfte mit dem Fingernagel dagegen. Es fühlte sich nicht wirklich echt an, aber auch nicht nach Plastik.

„Leg das weg!“, zischte Maja.

„Da sind die Knochen vom Grafen drin!“, brüllte Luca, „Vielleicht können wir die ja verkaufen!“

Heinz erzählte bei seiner Geschichte, dass ein Mädchen einmal an Halloween vermisst wurde und dann nach zwei Tagen im Wald wiedergefunden wurde. Der Graf sollte sie in einer Waldhütte eingesperrt haben. Hatte er das etwa auch aus seinem „typisch Gespenst“- und „so erschreckt man Kinder“-Buch?

Ich fragte mich, ob ihm das etwa Spaß machte! Es gab bestimmt einige Kinder, die das „lustig“ fanden, aber ich eher nicht.

„Weißt du was?“, begann ich und setzte mich auf die kalte Fensterbank. „Ne, was denn?“ Maja drehte an ihren Locken herum. „Heute Nacht geh ich auf Geisterjagd!“

„Du spinnst.“ Ihre Augen wurden riesengroß und meine Freundin kreideweiß. „Lass das. Wir sind doch sowieso nur noch heute hier und morgen fahren

wir schon.“ Sie schluckte und starrte mich immer noch so an, als hätte ich rote Punkte im Gesicht.

„Ja, du warst aber letzte Nacht nicht wach. Ich muss wissen, wer uns hier reinlegt. Es ist stinklangweilig hier. Komm schon. Mach mit. Ich dachte, du hättest keine Angst.“ Maja stimmte mir zu. „Habe ich auch nicht!“

Ich grinste ein wenig. Offenbar waren wir beide im „Angst zugeben“ sehr ähnlich. „Also machst du jetzt mit oder nicht?“, hakte ich nach.

Maja seufzte und blickte hinüber zum Wald, als ob sie auf den Grafen warten würde, der jede Sekunde aus dem Wald kommen könnte. „Ok, ich mach mit. Aber nur, weil es hier sonst wirklich sterbenslangweilig ist.“ Wie Maja so ist, bereute sie es kurz danach ein wenig, aber ich sagte, dass es jetzt kein Zurück mehr gebe. Dann gingen wir meinen Plan durch.

Zuerst legten wir uns, wie alle anderen auch, in unsere Betten, schliefen aber nicht ein, sondern blieben wach. Ich drehte mich auf meine linke Seite und starrte den Wecker an.

„Wieviel Uhr haben wir?“, fragte Maja.

„23:17 Uhr.“

Und so lagen wir eine ganze Weile dort. Maja rechts und ich links. Manchmal besprachen wir nochmal den Plan oder lauschten an der Zimmertür.

Plötzlich, um viertel vor zwölf, waren wieder die Schrei- und Heultöne zu hören. Maja klammerte

sich an mich. „Du hattest Recht! Was machen wir hier eigentlich?“

Leise, sodass Karin nicht aufwachte und wir den „Grafen“ hoffentlich auch nicht verscheuchten, öffnete ich die Tür. Mit Taschenlampe bewaffnet schlichen wir auf den Flur. Aber wieder, so wie letzte Nacht: Alles ruhig und friedlich. Ich leuchtete mit der Taschenlampe auf das Bild des Grafen. Unten rechts erkannte ich einen Schriftzug und daneben, nicht zu übersehen, einen Geisterkopf. War der gestern auch schon da? Aus Versehen latschte ich Maja auf den Fuß und sie johlte laut auf.

„Psst!“, zischte ich, „Kannst du nicht leise sein?“

„Ich soll leise sein, wenn du mir auf den Fuß trittst?“

Daraufhin öffneten sich zwei Türen: die von unserem Nachbarzimmer und die von Frau Rottmeier. In einem weißen Nachthemd stand sie in der Tür. „Macht ihr etwa diesen Lärm?“ Ohne auf eine Antwort zu warten, meckerte sie weiter, „Geht ins Bett! Warum geistert ihr mitten in der Nacht auf dem Flur herum?“

Endlich kam ich zu Wort: „Wir mussten aufs Klo!“ Ich wusste nicht wieso, aber irgendwie lag mir die Lüge auf der Zunge. Und ich war sehr froh darüber, weil mir in dem Moment auch keine bessere einfiel.

„Das geht in Zukunft bitte leise. Gute Nacht.“

Als kurze Zeit später alle Türen wieder geschlossen waren, schlichen wir weiter. Ich ärgerte mich, weil Frau Rottmeier jetzt bestimmt unseren „Geist“ verscheucht hatte. Keine Ahnung wie lange, ich hatte wohl das Zeitgefühl verloren, kam kein Mucks. Doch dann, als hätte „der Geist“ abgewartet, bis alles ruhig war, hörte man: „Kommt alle raus, oder wir holen euch.“

Ich sah Maja an und sie mich. Die Stimme klang dunkel und gespenstisch. Maja leuchtete den Flur entlang. „Da, zwei Schatten!“, meinte sie. Jetzt sah ich es auch, weiter hinten im Treppenhaus. „Wollen wir es nicht doch lieber lassen?“ Meine Stirn ging in Falten über und mit meinem Kopfschütteln machte ich ihr klar, dass wir weitermachen würden.

Maja schluckte. Und obwohl auch mir gerade in Magenhöhe etwas mulmig geworden war, schlichen wir weiter.

Je näher wir den Schatten kamen, desto mehr wollte ich nach Hause und desto schneller schlug mein Herz. Wir standen nun genau drei Schritte vor dem Treppenhaus. Ich drehte mich um meine eigene Achse und erkannte aus dem Augenwinkel einen Lichtstrahl. Wenn ich mich nicht irrte, kam er aus dem Aufenthaltsraum. Ich machte Maja mit Handbewegungen klar, dass ich nachgucken gehe (, obwohl ich mich fragte, ob ein Gespenst Licht

anmachte, aber egal).

Also wartete sie vor der Tür. Ich stellte fest, dass es bloß die Laterne vor dem Haus war und drehte schnell wieder um. „Das war nur eine La-!“, Ich brachte keinen Ton mehr heraus. Maja war weg. Und jetzt? Erst dachte ich, sie würde mir einen Streich spielen, aber Maja wollte das doch alles nicht. Jetzt fing ich schon an durchzudrehen. Ich war schuld, wenn sie nicht mehr auftauchte. Ich hatte sie gezwungen und musste ihren Eltern morgen erzählen, dass sie noch hierblieb! Oder sonst wo!!

Vielleicht war sie in dieser Hütte im Wald, wie das andere Kind damals auch. Aber was wäre, wenn der Graf sie mit zu sich ins Grab genommen hätte?

Ich starrte den Flur entlang. Maja war meine beste Freundin. Ich konnte sie doch jetzt nicht im Stich lassen. Sie würde das mit Sicherheit auch für mich tun.

„Ok. Du schaffst das!“ Ich kniff die Augen zusammen und drehte mich wieder um. Bildete ich mir das nur ein? Da hinten, im Treppenhaus, da war ein Schatten. Keine Sekunde später sprintete ich den Flur entlang. In diesem Augenblick war mir ALLES ANDERE egal. Egal, wie laut ich war. Egal, ob ich Ärger bekäme. Hauptsache, ich würde Maja wiederfinden.

Vor der geschlossenen Glastür blieb ich stehen, atmete ganz tief ein und schlüpfte durch die Tür. Es war alles zappenduster vor meinen Augen. Und

nun? Nach links oder nach rechts? Oder geradeaus? Da, ein Knall. Von links.

So schnell ich konnte, spurtete ich weiter. Das wird „der Geist“ gewesen sein. Meine Beine flitzten über den Boden und im nächsten Moment hörte ich nur noch meinen Atem. „Mist!“, fluchte ich, „Es ist weg.“

Plötzlich nahm ich einen Windzug wahr. Dort hinten, am Ende des Flurs. Da stand ein Fenster offen. Aber sollte ich durchklettern? Ich zögerte kurz, dachte dann aber an die arme Maja.

Wenig später merkte ich, dass es ein Fehler war, ohne Jacke loszuziehen, aber wie konnte ich auch ahnen, dass ich für die Gespensterjagd das Haus verlassen musste. Was war denn das? Mitten auf dem Vorplatz. Ein Lichtschein. Etwa von einer Taschenlampe? Ich war davon überzeugt, dass Heinz hier herumspukte. Die Gestalt eilte aber ziemlich schnell. Schon nach wenigen Metern war ich aus der Puste. Als aber die Stimme von Maja in meinem Kopf um Hilfe rief und ich sie mir zwischen den vielen Knochen in einem Sarg vorstellte, legte ich noch einen Zahn zu. Ich durfte sie nicht im Stich lassen!

Der Schatten lag immer dichter vor mir. Jetzt erblickte ich unter der Kapuze ein Gesicht und die Gestalt wollte wegrennen. Schließlich war es eine wilde Verfolgungsjagd. Meine Beine schmerzten schon. Ich spürte mein Herz wie wild schlagen. Ich

gab nochmal richtig Gas und ...

Keine Minute später war ich dem Wesen noch dichter auf den Fersen. Ich holte mit dem Arm aus und ... Oh Mist! Ich erwischte bloß den Jackenzipfel. Aber wenig später schien der Schatten müde zu werden, sodass ich ihm die Kapuze vom Kopf ziehen konnte. Ernsthaft? Ich traute meinen Augen nicht. Es war ... Lukas. Nicht sein Ernst? Dieser Idiot.

„Du warst das?“, knurrte ich.

„Was denn?“

„Jetzt tu nicht so doof. Wo ist Maja?“

„Wie wäre es mit: im Bett?“

„Für wie blöd hältst du mich eigentlich? Ich bin dir die halbe Nacht hinterhergejagt. Wo ist Maja?“ Meine Stimme überschlug sich fast. Jetzt hatte ich ihn, aber er wollte es nicht zugeben und tat einen auf völlig unschuldig.

„Was sagst du da? Ich kann dich leider nicht verstehen?“ Ich starrte ihn weiter mit diesem finsternen Blick an. Plötzlich fiel ihm etwas Rundes auf den steinigen Boden. Schneller als er konnte ich das Runde packen.

„Gib das her!“, kreischte Lukas.

„Vergiss es!“, schnauzte ich und drehte das Etwas um. AvB. Ich fasste es nicht. Es war ja schon die Höhe, überhaupt zu wagen, Kinder zu entführen, aber es dann noch nicht einmal zuzugeben, ging gar nicht.

Lukas grinste gequält und wollte mir den Stein wieder aus der Hand reißen. Aber ich hielt ihn fest. „Wo ist Maja?“

„Sag ich nicht!“ Ich packte ihn an seinem Kragen und hob ihn mit einer Hand hoch (das war bei Lukas nicht besonders schwierig, weil er ein Fliegengewicht war).

„Lass mich los!“, piepste er.

„Erst, wenn du mir zeigst, wo Maja ist.“

„Und was ist, wenn nicht?“

„Dann schleudere ich dich sonst wo hin!“

„Ok, ok, ich zeige es dir, aber lass mich los!“

„Wirklich?“

„Ja, ehrlich.“

Mit gemischten Gefühlen ließ ich ihn runter. „Also, was ist jetzt?“, fragte ich ungeduldig.

„Ich möchte dir aber nicht sagen, wo Maja ist. Und vielleicht weiß ich es ja auch gar nicht.“

Ich verdrehte die Augen. „Sag es mir!“ drohte ich, „oder, du sitzt gleich ganz oben auf der Tanne da!“

Ich deutete auf eine dunkle Tanne im Wald, die deutlich größer war als alle anderen.

„Lukas?“, hörte man plötzlich eine Stimme. Aber weit und breit war niemand in Sicht. „Jetzt komm endlich! Wo steckst du denn? Du solltest doch vor zehn Minuten bei uns in der Garage sein.“ Ich runzelte die Stirn. Seine Komplizen? Offenbar schien die Stimme aus dem Walkie-Talkie zu kommen,

das er in der linken Hand hielt. Ist ja auch egal. Ich wollte losrennen, aber Lukas hielt mich fest.

„Lass das!“, fauchte ich und ähnelte dabei einer Katze. „Lass mich sofort los!“ Es geschah nichts.

Lukas hatte mit seinen kleinen Händen meinen Arm fest umklammert. Mit aller Kraft zog ich ihn weg.

Jetzt stand ich gerade noch einen Schritt von der Garage entfernt. Mein Herz klopfte in meinem Brustkorb auf und ab und immer schneller. Ich war so neugierig. Was befand sich hinter dieser Tür? Plastik Knochen und Steine mit Farbe oder Pinsel und jede Menge anderer Kram.

Ich klopfte an die schmale Holztür an der Seite des alten Hauses. Knatschend öffnete sie sich. „Da bist du ja endlich, Lukas.“ Erst jetzt machte Luca, der lässig im Türrahmen stand, seine Augen auf. Er wollte mir die Tür wieder vor der Nase zuknallen, aber ich war schneller und stemmte mich mit meinem ganzen Körpergewicht gegen sie. „Was hast du mit Lukas gemacht?“, schnaufte Luca von der anderen Seite.

„Lass mich rein“, drängte ich.

„Ich denk gar nicht dran.“ Rumps! Ich hatte die Tür endlich aufbekommen. „Aua.“ Luca rieb sich den Ellenbogen. „Bist du doof?“

„Ne, aber du vielleicht.“

Ich sah mich um. In der einen Ecke stand ein kleiner Fernseher, bestimmt aus dem letzten Jahrhundert und ein roter Sessel davor. Aber da:

Der eine Holzschrank machte Geräusche!

„Wage es nicht!“, knurrte Luca. Plötzlich eilte Lukas herein. „Da bist du ja. Du hast ALLES versaut.“

„Habe ich nicht.“

Während die zwei sich stritten, befreite ich Maja, die mit Socke im Mund und Hände und Beine aneinander geknotet auf einem alten Stuhl hockte. „Danke.“ Sie viel mir um den Hals. „Das hat aber ganz schön lange gedauert.“ Rumps! Bumm! Krach! Maja wurde gegen ein Fass gestoßen. Sie ist wirklich ein Schussel.

„Was ist denn hier los?“ Kurze Zeit später stand Heinz im Jogginganzug in der Tür. Wir vier erschraken und brüllten los. Ich wollte nicht petzen, obwohl die Jungs es wirklich verdient hätten und auch etwas verdammt Dummes getan hatten. „Wie seid ihr hier reingekommen? Und was zum Teufel macht ihr hier?“ Er blickte mit einem prüfenden Blick auf seine Uhr. „Um ein Uhr nachts?“

Ich sagte gar nichts. Mein Mund war wie zugeklebt. Ich petze einfach nicht.

Aber es dauerte nicht lange, da sah Heinz ein „Typisch Gespenst“ oder „so erschreckt man Kinder Buch“, das auf einem alten Bierkasten lag, dass ich bis jetzt auch noch nicht entdeckt hatte.

„Woher habt ihr das denn?“

„In der Stadt gekauft“, meinte Lukas.

Heinz schüttelte den Kopf. Maja gab keinen Ton von sich. Ich glaubte, sie war einfach nur glücklich, dass ich sie gefunden hatte.

„Kommt, wir setzen uns mal hin. Ich glaube, ihr müsst mir etwas erzählen.“

Und dann berichteten Maja und ich Stück für Stück die ganze Geschichte. Irgendwie musste ich ja jetzt petzen, sonst würde Heinz am Ende noch Maja und mir die Schuld geben. Dann lieber petzen.

Manchmal musste Heinz grinsen, hörte aber die ganze Zeit zu. Die beiden Jungs saßen einfach nur da und senkten ihre Köpfe. „Daher wusstet ihr das alles.“, sagte Heinz. „Genau aus dem Buch habe ich auch alle Ideen. Trotzdem, das war nicht toll oder cool, was ihr gemacht habt.“

„Wirst du unserer Lehrerin etwas davon erzählen?“, fragte Luca zerknirscht.

Heinz schüttelte den Kopf. „Nein, das war zwar nicht in Ordnung, aber ihr entschuldigt euch bitte. Als ich in eurem Alter war, habe ich auch so etwas gemacht. Ihr müsst mir aber versprechen, dass das NIE WIEDER vorkommt.“

„Versprochen.“

Am Anfang mochte ich Heinz nicht, aber jetzt fand ich ihn ganz lustig und auch irgendwie nett. Erst dachte ich er sei irgendein Horror-Opi. Aber eine Sache wollte ich gerne noch wissen. „Wie habt ihr den Grabstein umgestoßen und die Knochen in

das Loch gelegt? Und was sind das für Knochen?"

„Wir verraten nicht, wie wir es gemacht haben, aber die Knochen haben wir aus einem Billigladen und die sind zu 75% aus Plastik“, meinte Luca.

Nach ungefähr einer halben Stunde sagte Heinz: „Wollen wir vielleicht wieder ins Bett gehen? Aber vorher entschuldigt ihr euch bitte bei den Mädchen.“

Und dann entschuldigten sich die Jungs ordentlich. Und nicht nur mit „Sorry!“ Sie meinten, dass es ihnen leidtut, dass sie Maja „entführt“ hatten, und auch, dass sie mir so einen Schrecken eingejagt hatten.

Als wir wenig später wieder auf unseren Zimmern waren, bedankte sich Maja bei mir.

„Kein Problem“, begann ich.

Irgendwie war es doch eine ziemlich verrückte Klassenfahrt, vor allem dank Lukas und Luca. Gerade fiel mir ein, dass ich ja Gummibärchen mitgenommen hatte. Mit einer Schere öffnete ich die Tüte.

„Auf unsere Klassenfahrt“, riefen wir, wovon Karin fast wach wurde. Wir mussten kichern, als sie laut schnarchte. Schon bald war die Tüte ratzekahlleer. Morgen würden wir sicher Bauchschmerzen haben, aber das war gerade egal.

Marileen Jahn und Ida Scheld: Epilog

...die letzten Seiten waren nun gelesen und die drei Lehrer schwiegen eine ganze Weile lang. Sie dachten über die Geschichte nach und träumten vor sich hin, es schien etwas Magisches in der Luft zu liegen.

Als hätte das Buch seine Mission erfüllt, glühten die Seiten plötzlich auf. Es begann immer heller zu leuchten und die drei schlossen geblendet ihre Augen. Schließlich wurde das Leuchten wieder schwächer, doch als sie ihre Augen öffneten, war das Buch verschwunden.

„Ich glaube, wir haben gerade Magie erlebt“, murmelte Elena.

Keiner gab eine Antwort, doch trotzdem wussten alle, dass es wahr war.